Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 53 (1957)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

muzej; Direktor Boris Orel), Zagreb (Etnografski muzej; Direktor Marijana Gušić), Zadar (Etnografski muzej; Direktor Olga Oštrić), Split (Etnografski muzej; Direktor Aida Koludrović), Dubrovnik (Etnografski muzej; Direktor Ante Kalmeta), Beograd (Etnografski muzej Srbije; Direktor Mitar Vlahović), Sarajevo (Zemaljski muzej, Etnografsko odeljenje; Leiter Cvjetko Popović), Cetinje (Etnografski muzej Crne Gore; Direktor Jovan Vukmanović), Skopje (Etnološki muzej; Direktor Vera Kličkova).

Den Beschluss dieser ganz knappen Übersicht möge die Erwähnung eines interessanten Planes bilden. Unter dem Titel Narodna tehnika haben sich verschiedene Organisationen zu einem gemeinsamen Verband zusammengeschlossen; er sieht seine Aufgabe in der Propagierung moderner Technik, besonders unter der Jugend. Eine Abteilung betreut den «Schutz der Dokumente der Technik»; anders ausgedrückt: es besteht die Möglichkeit, alte Mühlen, Brücken usw. unter Schutz zustellen und vor dem Untergang zu bewahren. Damit im Zusammenhang entstund der Plan eines grossangelegten technischen Museums, in dem ein Teil für ergologisch-ethnographische Probleme bestimmt sein soll. Trotz der Propagierung der neuen technischen Arbeitsmethoden soll das Verständnis für alte Techniken und Methoden geweckt werden. Zur Erreichung dieses Zieles ist zunächst einmal eine höchst instruktive und (unter der Mithilfe von B. Bratanić) wissenschaftlich einwandfrei gestaltete Wanderausstellung geschaffen worden, die im wesentlichen Pflüge und andere Bodenbearbeitungsgeräte zeigt.

In Slowenien besteht das Tehniški muzej Slovenije (Direktor Franjo Baš), dessen Verwaltung sich in Ljubljana befindet, das aber Objekte in ganz Slowenien besitzt, welche an Ort und Stelle belassen werden. Hier ist begonnen worden, diese Objekte durch gute Führer zu erschliessen.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Scottish Studies. Published for the School of Scottish Studies. University of Edinburgh (Oliver & Boyd Ltd., Edinburgh). No. 1, 1957. 151 S. Jährlich zwei Hefte, Jahresabonnement £ 1:0:0.

Das keltische Sprachgebiet hat uns in letzter Zeit mehrere neue Zeitschriften beschert und uns damit ein volkskundlich ausserordentlich reiches Gebiet in vermehrtem Masse zu erschliessen begonnen. Der bis jetzt noch fehlende gälische Teil wird seinen Platz in der neu erscheinenden schottischen Volkskunde-Zeitschrift finden. Diese Zeitschrift wird von der rührigen School of Scottish Studies betreut, die seit 1952 mit verhältnismässig geringen finanziellen Mitteln und einem kleinen Stab von Leuten, aber mit riesiger Unternehmungslust und grossem persönlichem Einsatz die Sammlung der schottischen Volkskunde (in weitestem Sinne) systematisch betreibt. Einen ausgezeichneten Einblick in die Möglichkeiten der Auswertung einer solchen Sammeltätigkeit vermittelt uns Reidar Th. Christiansen, wenn er die kulturellen Beziehungen im Nordseegebiet, zwischen Schotten und Nordländern, an einigen Beispielen auf dem Gebiete der Volkserzählung und des Volksglaubens in geistreicher Weise herausarbeitet. Einen liebenswürdig und sympathisch geschriebenen Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit des schottischen Institutes gibt uns sein «Sekretär-Archivar» Stewart F. Sanderson; es ist eine richtige Freude, seinen Aufsatz zu lesen, in dem man aus jeder Zeile den wissenschaftlichen Ernst und die tiefe Liebe zum Stoff und zur schottischen Heimat herausspürt. Höchst interessant sind die Auswertungen von Grund- und Flurplänen, die im 18. Jahrhundert im Verlaufe der Agrarreform in Schottland aufgezeichnet wurden und welche die Zustände vorher und nachher deutlich erkennen lassen; Betty M. W. Third berichtet darüber, mit Beilage von guten Planbeispielen. James Ross unternimmt eine Klassifikation des gälischen Volksliedes auf Grund der Themen, der Struktur, der Volks-Ätiologie und der Funktion; jede Gruppe und Untergruppe wird anhand von Beispielen ausführlich erläutert. Die Sachvolkskunde wird reichen Gewinn haben an der Abhandlung von Ragnar Jirlow und dem

verstorbenen Ian Whitaker über den Pflug[1] in Schottland; es werden hier auch die höchst altertümlichen Grabgeräte *cas-chrom* und *cas-dhireach* eingehend beschrieben. Calum I. MacLean gibt uns eine gälische Fassung des Aarne-Thompson-Typus 470 (mit kurzer Zusammenfassung in englisch). Wir freuen uns über diese neue schottische Zeitschrift und hoffen, sie möge uns in vielen folgenden Heften recht vieles aus Schottlands Volkskunde bieten. Wildhaber

Norveg. Tidsskrift for Folkelivsgran sking. Bd. 5. Oslo 1955 (erschienen 1957).

Von der von Nils Lid redigierten Zeitschrift Norveg (der Fortsetzung von Ord og Sed) erscheint nun bereits der 5. Band. Wie die früheren Jahrgänge umfasst auch dieser Band das gesamte Gebiet der Volkskunde mit einer Anzahl guter und wertvoller, grösserer Aufsätze; die meisten davon bringen eine englische Zusammenfassung, wenn sie nicht überhaupt in der englischen Sprache abgefasst sind, wie z.B. die interessante Abhandlung von Fredrik Barth über die soziale Organisation einer Pariah-Gruppe in Norwegen; darunter sind eine Art von Zigeunern zu verstehen, die *Tater*, wie man sie in Norwegen nennt. Von Olav Bø stammt eine Arbeit über «Deildegasten», den Marksteinverrücker, die daneben aber auch auf die Behütung der Grenzsteine durch unterlegte Asche und Kohlenstücklein eingeht, somit also das Gebiet der «Grenzzeugen» streift. Als Vergleich mit schweizerischen, landwirtschaftlichen Düngungs- und Bewässerungsmethoden bietet der Aufsatz von Ivar Skre für uns wichtige Parallelen. Der gleiche Verfasser beschreibt die Herstellung messingener Knöpfe, die an den Enden der Kuhhörner befestigt wurden, damit die Kühe sich nicht verletzen können; sie wurden aber daneben auch als reine Dekoration verwendet. Ein Problem, das zunächst ausserhalb der Volkskunde zu liegen scheint, behandelt T. O. Eide mit einer Betrachtung über die Gletscher und ihr Einwirken auf die Landschaftsgestaltung, hauptsächlich durch die Wege, die in früheren Zeiten sich über die Gletscher hinzogen. Hübsch ist die Schilderung der «unterirdischen Musik», wie sie uns von Asbjørn Hernes geboten wird; sie entpuppt sich doch eher als ein gut angelegter Betrug eines Bauern, der mit einer Art von Kirchenmusik im Jahre 1695 eine Reihe von Musikkennern aus Bergen hereinzulegen vermochte. Die gut fundierte Arbeit von Paul Woxeng über Fischfangmethoden im Namdalsdistrikt ist leider nur in norwegischer Sprache gedruckt, ohne Zusammenfassung. Wildhaber

Deutsches Jahrbuch für Volkskunde. Hrsg. vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch Wilhelm Fraenger. 3 (1957), 1. Teil, 343 S., Abb. u. Taf. Berlin, Akademie-Verlag. DM 17.–.

Vom 3. Band des Deutschen Jahrbuches für Volkskunde liegt der erste, sehr gewichtige und umfangreiche Teil vor. Auch er führt die in den früheren Bänden eingeschlagene

---

[1] Es möge bei dieser Gelegenheit noch auf einige neuere Pflugarbeiten hingewiesen sein: *Alfred Dieck*, Terminologie der Pflugteile, älteren Pflugarten und des Pflügens; ein Beitrag zur bäuerlichen Gegenstandskultur, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 5 (1957) 160–169 (Klärung der Begriffe und Versuch, zu einer einheitlichen Terminologie zu gelangen). – *Béla Gunda*, Ethnological Researches among the Moravian Valachs, in: *Man* 1957, no. 159 (neben der Feuerbereitung und dem Mahlstein wird der Holzpflug des *ralo*-Typus beschrieben; er wird von den mährischen Walachen *hák* genannt). – *Ján Podoláк*, Nomenklatúra pluhu na území slovenského etnika [Nomenklatur des Pfluges auf dem Gebiet des slowakischen Ethnikums], in: *Slovenský národopis* 5 (1957) 307–335, Abb. und Karten, deutsche Zusammenfassung (Versuch zu einer einheitlichen Fachbenennung zu kommen; die Namen für die Pflugtypen und die einzelnen Pflugteile werden untersucht. Es schliessen sich daran kulturelle Probleme über den Verlauf und das Zusammenfallen von Sprach- und Sachgrenzen an. Die Schlussfolgerung, dass die kolonisierten Minderheitsgruppen in einem fremden Ethnikum, nach Abbrechen der Verbindungen mit dem Mutterland, imstande sind, die traditionellen Kulturformen länger zu erhalten als das ursprüngliche Herkunftsland, ist eine allgemeine und immer wieder feststellbare Erscheinung).

Linie in erfreulicher Weise weiter: Abhandlungen aus einem Rahmen, der sachlich und geographisch weitgespannt ist, Tagungsberichte, Museumsnachrichten, Forschungsmitteilungen, Länder-Bibliographien und eine sehr sorgfältige und interessante Reihe von Buchbesprechungen. Es möge uns gestattet sein, nicht alle Arbeiten einzeln anzuführen, sondern nur einige daraus herauszuheben, die uns aus irgendwelchen Gründen besonders angesprochen haben. Für uns Schweizer ist wohl am interessantesten der Aufsatz von Ingeborg Weber-Kellermann, der Gottfried Keller zum volkskundlichen Untersuchungsobjekt nimmt und auf Grund seiner Vorstellungen von Volkstheater und Nationalfestspiel die Traditionsverwurzelung eines Künstlers kritisch, umsichtig und mit liebevoller Einführungsgabe in schweizerische Eigenart behandelt. – Einen höchst beachtlichen Beitrag zur Sachvolkskunde bringt Wolfgang Jacobeit, der in seiner «Jochgeschirr- und Spanntiergrenze» sich mit dem Werthschen Buch «Grabstock, Hacke und Pflug» auseinandersetzt und in überzeugender und einleuchtender Weise eine seiner Verbreitungskarten beanstandet; er versucht, für das mitteleuropäische Gebiet vermittelst einer klar und sauber durchgeführten Typologie und Entwicklungsgeschichte die Verbreitung der einzelnen Jochformen aufzuweisen und so mitzuhelfen an der Lösung des Problems der Spanntiergrenzen. Jacobeits Arbeit wird besonders interessant, weil er die bis jetzt vorliegende Literatur gründlich kennt und sie in den Rahmen seiner kritischen Betrachtung miteinbezieht. – Wilhelm Fraengers Aufsatz über den «vierten König des Madrider Epiphanias-Altars von Hieronymus Bosch» ist geradezu ein Musterbeispiel einer scharfsinnigen, zwingenden Beweisführung, die Schritt um Schritt weitergeht und schliesslich mit der völlig geklärten Deutung eines symbolerfüllten Bildes von Hieronymus Bosch ihr Ziel erreicht. Auch auf die Person des Malers, seiner Auftraggeber und des ihn inspirierenden «Ketzertheologen», sowie auf die eigenartig häretischen Gedanken des Adamitismus fällt ein helles Licht; Boschs Epiphaniasbild wird damit zum erstenmal ikonographisch einwandfrei erläutert. – In seinen umfassenden Märchenforschungsberichten legt Lutz Röhrich den dritten Teil vor, in welchem er die Arbeiten und Sammlungen auf dem Gebiete des französischen Märchens behandelt; er findet warme Worte des Gedenkens auch für den verstorbenen feinsinningen Paul Delarue. – Die beiden Länderbibliographien dieses Bandes stammen von Aleksander Jackowski (Polen, seit 1945) und Boy Wander (Niederlande, 1945–1955). Wildhaber

Acta ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae. Bd. 6, Faszikel 1/2, 263 S. Budapest 1957.

Wir hatten schon früher (SAVk 52 [1956] 247) Gelegenheit gehabt, auf die Bedeutung der von Gy. Ortutay sorgfältig redigierten Zeitschrift für die Sachvolkskunde hinzuweisen. Auch das neue Heft bringt Beiträge in dieser Linie. Zunächst einmal beendet der bulgarische Ethnologe Christo Vakarelski seine grossangelegte Studie über die Hütten der bulgarischen Wanderhirten (deutsch geschrieben); diesmal bringt er eine vergleichende Analyse des früher gebotenen Stoffes; unter anderem geht es ihm um die Frage der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, aus denen heraus diese Hütten entstanden sind, und um die Gründe ihres Fortbestehens bis zum heutigen Tag. – Tamás Hoffmann begründet – in einer Kritik an Dag Trotzigs Buch Slagan och andra tröskredskap (Stockholm 1943) – dass dessen Feststellungen über den ungarischen Gebrauch von Dreschschlitten und Dreschwalzen auf Grund der neueren Forschungen nicht mehr aufrecht erhalten werden können. – Zwei ganz besonders schöne Aufsätze befassen sich mit dem Brauchtum: Tekla Dömötör geht den Erscheinungsformen des Charivari im ungarischen Sprachgebiet nach (Benennungen, Motive für den Brauch, Rolle der Jugendgemeinschaften, Formen der Brauchausübung; sehr sorgfältige Bibliographie); János Manga schildert in gründlicher Darstellung die Hochzeitsbräuche der Paloczen (ethnische Gruppen an der ungarisch-slowakischen Sprachgrenze) und ihre slowakischen Analogien. – In die moderne Art der funktionellen Betrachtungsweise des Märchenerzählers und der Erzählgemeinde führt uns Linda Dégh mit ihrer (englisch geschriebenen) Abhandlung "Some Questions of the Social Function of Storytelling" (in der reichen Literaturaufzählung werden auch Brinkmann, Henssen und Uffer aufgeführt). – Es möge auch die

interessante, kleine Abhandlung von Paul G. Brewster über verschiedene Typen des Mühlesteinspieles ("three-in-a-row game") erwähnt sein. Wildhaber

Das Muzeul Brukenthal in Sibiu (Rumänien) hat in rascher Folge eine Reihe von kleinen, praktischen Abhandlungen in einer neuen Serie «Studii şi comunicări» erscheinen lassen, die jeweils ein regional und ethnographisch genau beschränktes Thema aufgreifen und dies erschöpfend behandeln. Erfreulicherweise sind den Aufsätzen recht ausführliche Zusammenfassungen in deutscher Sprache beigegeben. Für uns kommen folgende Hefte in Frage (ich gebe jeweils die deutschen Titel):

Nr. 2: *Cornel Irimie*, Die Walkmühlen und Wirbelkorbanlagen in der Mărginimea Sibiului und im Mühltbachtal. 1956. 98 S., 47 Abb., Pläne und Karten. Ein erfreulicher Beitrag zum wenig erforschten und allmählich verschwindenden Walkerhandwerk und zum Thema der «Volkstechnik», die in letzter Zeit in einigen Ländern vermehrte Beachtung gefunden hat.

Nr. 3: *Herbert Hoffmann*, Studienbeitrag zur Geschichte und Technik der sächsischen Töpferkunst in Süd-Siebenbürgen. 1956. 48 S., 7 Taf. Der Autor zieht die geschichtliche Entwicklung der sächsischen Keramik in ihrer besonderen Ausbildung der Form und Verzierung in vergleichend-zusammenfassender Weise heran und gibt uns eine klare Darstellung der verschiedenen Keramiktypen und der Technik. Interessante Abbildungen.

Nr. 4: *Julius Bielz*, Die Steingut-Manufakturen in Siebenbürgen [und 2 weitere, kunsthistorische Aufsätze]. 1956. 42 S., 7 Abb. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist vermutlich die erste siebenbürgische Steingut-Manufaktur in Cluj errichtet worden. Der Verfasser geht den weiteren Gründungen nach, verfolgt ihre Schicksale und beschreibt die Produkte dieser Steinguthersteller.

Nr. 6: *Nicolae Dunăre*, Die ethnographische Eigenart der Siebenbürgischen Heide. 17 S., 1 Karte, 15 Abb. Das Gebiet, welches von Dunăre dargestellt wird, gehört zu den ethnographisch höchst interessanten, aber ebenso schwierigen Regionen Rumäniens: sächsische, ungarische und rumänische Einwohner sind hier seit langer Zeit ansässig; Kultureinflüsse zeigen sich bei ihnen allen; dazu kommt eine verhältnismässig zahlreiche Zigeunerbevölkerung. Die deutsche Zusammenfassung des Heftes weist in Kürze auf die drei Hauptbeschäftigungen: Ackerbau, Viehzucht und Sumpf-Fischerei hin (Flechten von Schilf; Stelzengehen; Trachteigentümlichkeiten). Wir begrüssen diesen Ansatz zu einer Gesamtschau und zu einem Anfang des «Aufbaus der Kulturelemente» sehr und möchten nur wünschen, dass der Verfasser auf diesem begonnenen Weg weitergeht und uns eine umfassende Ethnographie Siebenbürgens geben könnte. Wildhaber

Drei neue Beispiele «geographischer Methode»

Dass die volkskundlichen Atlanten nicht blosse Materialspeicher und dass die kartographische Darstellung nicht nur eine Manier ist, zeigen aufs beste drei jüngsterschienene unter sich recht verschiedenartige Arbeiten von drei «Atlantikern», d.h. von Persönlichkeiten, deren Hauptarbeit durch Jahre hindurch einem der grossen Atlanten gilt oder galt: *Ernst Burgstaller*, dem Leiter der Zentralstelle für den «Volkskundeatlas in Österreich», dessen erste Lieferungen wir in der nächsten Zeit erwarten; *Reinhard Peesch*, einem bewährten Mitarbeiter am «Atlas der deutschen Volkskunde» der Vorkriegszeit; *Matthias Zender*, der in der Nachkriegszeit die Fortsetzung der Arbeit am ADV übernommen hat, von dessen neuer Folge die ersten Karten noch dieses Jahr erscheinen sollen.

Die drei im folgenden zu besprechenden Veröffentlichungen sind nicht eigentlich Bestandteile der erwähnten Atlanten; aber sie sind auf dem Boden und aus der Erfahrung der Atlasarbeit erwachsen. Sie liefern uns eine Bestätigung dafür, dass der jahrelange, oft entsagungsvolle Einsatz für die nationalen Atlanten auch für die Bearbeiter selber nicht umsonst ist und dass die sogenannte geographische Methode ihre Anregungskraft noch keineswegs erschöpft hat.

Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz, Zentralstelle für den Volkskunde-

atlas in Österreich, 1957. 136 S., 5 Taf., 22 Kartenbeilagen. (Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, 2).

Es handelt sich um eine jener «ersten Proben», die der Bearbeiter eines im Erscheinen begriffenen Kartenwerks vor andern und vor sich selber ablegt. Verschiedene österreichische Bundesländer (Salzburg, Kärnten, Oberösterreich, Niederösterreich) haben in den letzten Jahren ihre Regionalatlanten erhalten, in denen auch die Volkskunde zu Worte kommt. Burgstaller bietet hier, neben Proben aus dem oberösterreichischen Atlas, zum erstenmal kartographische Bearbeitungen des ganzen österreichischen Gebietes, also des Forschungsraumes des künftigen AÖV. In sachlicher Beschränkung behandeln die Probekarten: Allerseelengebäcke, Weihnachts- und Ostergebäcke, figürliches Gebäck, Weihnachtsspeisen, weihnachtliches Früchtebrot, insgesamt 12 Karten mit zugehörigem Kommentar allgemeiner und technischer Art. Karten und Kommentar sind, um das vorwegzunehmen, verheissungsvoll für den kommenden Atlas.

Wichtig sind uns hier vor allem die Ergebnisse der vorläufigen Auswertung. Die Frage nach den zeitlichen Wandlungen, welche sonst bei den Kartenwerken zurücktreten muss, drängt sich hier auf, weil die ADV – Aufnahmen in Österreich um 1930 mit den AÖV-Aufnahmen von 1951 vergleichbar sind. Da ergibt sich – wenn auch für ein räumlich und sachlich beschränktes Gebiet – die überraschende, allen Beobachtungen und Behauptungen vom umstürzenden Wandel unserer Zeit widersprechende Feststellung, dass «die Verbreitung der einzelnen Festtagsspeisen und -gebäcke wenigstens im Raum von Oberösterreich konstant geblieben ist». Das auffallende Beharren der Brauchtumsgebäcke und Festspeisen veranlasst Burgstaller, diese als Leitmotive für die kulturräumliche Gliederung Österreichs aufzufassen.

In der räumlichen Dimension zeigen die gesamtösterreichischen Karten – ähnlich wie die der Schweiz – einen west-östlichen Gegensatz, welcher die natürlichen alpin-voralpinen Zonen überschneidet. Innerhalb dieses Gegensatzes nimmt das ehemalige Fürstentum Salzburg eine Mittelstellung, Kärnten aber eine Sonderstellung ein. Eine Art Entsprechung unserer Reusslinie bildet in Österreich die Traunlinie, sowohl für volkskundliche Gegenstände, für Hausformen insbesondere, wie auch für die Mundarten, wofür Burgstaller alte territorialgeschichtliche Gegensätze als erklärende Parallelen beizieht.

Vorarlberg zeigt die auch mundartgeographisch bekannte alemannische Sonderart, in welcher das westlichste Bundesland vielfach mit der benachbarten Schweiz übereinstimmt, so auch hier im Weihnachtsgebäck mit der Bezeichnung Birnbrot oder in dem auffälligen Fehlen der im ganzen übrigen Österreich verbreiteten Allerseelengebäcke. Weitere Vergleiche mit der Schweiz wären auf Grund der von Elsbeth Liebl bearbeiteten Karten 1, 25–33 (Festgebäck, Festspeisen) des ASV zu ziehen.

Zu den österreichischen Allerseelengebäcken bringt Burgstallers Einleitung und Kommentar auch brauchgeschichtlich interessantes Material zum Totenkult: Totenspeisungen, für die Toten gedeckter Tisch, Grabspeisen, Seelenzöpfe, Spendbrote usw. Ebenso vermag Burgstaller überzeugende Belege zur Fruchtbarkeitsbedeutung von Gebäcken zu bieten, so wie er in einer speziellen Untersuchung über Elementeopfer (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 102 [Linz 1957] 163–211) aus gegenwärtiger Überlieferung Mehl- und Gebäckopfer an den Wind nachzuweisen vermochte. Burgstallers Arbeit ist ein eindrücklicher Beleg dafür, dass sich «historische» und «geographische Methode» in der Volkskunde nicht ausschliessen sondern unterstützen.

Reinhard Peesch, Das Berliner Kinderspiel der Gegenwart. Berlin, Akademie-Verlag, 1957. 96 S., 24 Taf., 8 Karten, Spielverzeichnis. (Deutsche Akademie der Wiss. zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 14).

Ein andersartiger Spross aus dem Stamm der Volkskundeatlanten ist die höchst reizvolle und neuartige, räumlich-statistisch gerichtete Untersuchung, die Peesch auf dem Boden der heutigen Grosstadt Berlin mit offensichtlicher Liebe zum Gegenstand dem Kinderspiel gewidmet hat. Es bedeutet einen neuen und notwendigen Schritt über die bisherigen Atlasmethoden hinaus, eine Stadt nicht in unzulässiger Vereinheitlichung als einen einzigen Aufnahmeort zu erledigen, sondern sie nach Quartieren gegliedert zu unter-

suchen und kartographisch darzustellen, wie es hier für Spiele und Spielbezeichnungen geschieht. Dabei ergibt sich beispielsweise als aktuelles Resultat, dass die Zonengrenze hervortritt, indem in Ostberlin Räuber und Polizei (als Bubenspiel) oder Räuber und Prinzessin (als Mädchenspiel) viel häufiger sind als in Westberlin, weil dort Cowboyspiele, angeregt durch Comics und Wildwestfilme (die in Ostberlin verboten sind) an ihre Stelle traten. Neben der räumlichen Verbreitung der Spiele berücksichtigt der Verfasser, einer alten Forderung Spamers gemäss, den Intensitätsfaktor, indem er durch statistisches Material, gewonnen in Zusammenarbeit mit den Schulbehörden, die nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit variable Beliebtheit der Spiele herausarbeitet. Im Fall des schon in älterer Literatur beachteten Murmelspiels (mit kleinen Tonkugeln) lässt sich auch die historische Wandlung feststellen von einem Geldspiel der Lehrjungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts über das Knabenspiel vor dem ersten Weltkrieg zum Spiel, an dem auch Mädchen mitmachen bis zur neuesten Phase, in der die Mädchen den Vorrang haben. – Als Altersgrenze für zahlreiche Spiele tritt die fünfte Klasse hervor. Nach der sechsten Klasse bleibt fast nur Fussball, Völkerball und Radfahren – wie bei uns. Doch darf man diese Spiele, ebenso wie die mit kleinen Rennautos keineswegs aus dem volkskundlichen Betrachtungsbereich ausschalten, denn sie zeigen, wie der moderne Sport das Jugendspiel aufs stärkste beeinflusst (S. 82).

Die vorzüglichen Photographien des Verfassers geben ein höchst realistisches Berliner Lokalkolorit, bis zum Fussballspiel auf Ruinengrundstücken und zum Ritterspiel «Überfallen» in Backsteintrümmern. Dabei ist die Feststellung überraschend, wie sehr selbst im Bereich der «Trümmerspiele» nicht nur neues Jugendleben aus Ruinen blüht, sondern gerade beim Jugendlichen traditionelles Leben in Sitte und Brauch, getragen von Spielgruppen oder «Klicken», weiterwirkt und neu sich bildet.

Die Frage nach dem besonders Berlinischen und dem allgemein Grosstädtischen lässt der Verfasser offen, begreiflicherweise, angesichts des Fehlens entsprechender Arbeiten aus andern Gegenden. Überhaupt ist es charakteristisch für dieses lebensnahe und anregende Buch, dass es nicht nur Antworten gibt, sondern fast noch mehr Fragen aufwirft. Die «geographische Methode» wird verfeinert und der Spielforschung werden neue Wege gewiesen.

Matthias Zender, Die kulturelle Krise des Landvolkes und die deutsche Volkskunde, in: Rheinische Vjbll 20 (1955) 284ff. (Festschrift Adolf Bach, 1. Teil); Das Dorf im Umbruch der Zeit, in: Rheinische Vjbll 21 (1956) 160ff. (Festschrift Adolf Bach, 2. Teil).

Es ist eine besonders problematische Aufgabe, das grösste volkskundliche Kartenwerk, den ADV, der durch Experimente einer politisierten Wissenschaft und durch den Krieg zu einem vorzeitigen Ende gekommen ist, wieder zu erwecken und eine neue Auswertung des brachliegenden Antwortmaterials aus rund 20 000 Orten für die noch unbearbeiteten Fragen zu versuchen. Die Aufnahmen aus den 1930er Jahren sind historisch geworden, und neue Aufnahmen im ganzen Gebiet, zumal in den Gebieten, die heute staatlich und sprachlich nicht mehr deutsch sind, wären unmöglich. Eigentlich besteht also die neue Folge des ADV schon bei ihrem Erscheinen aus historischen Karten. Das ist an sich kein Nachteil, sondern kann sogar ein Vorteil sein, sofern man dem Rechnung trägt, was in dem dazwischenliegenden Vierteljahrhundert geschehen ist.

Zender, der Leiter der ADV-Arbeitsstelle in Bonn, gehört nun in der Tat nicht zu denen, die heute Volkskunde treiben, als ob nichts geschehen sei. Ein Beispiel seiner für den kommenden Atlas wichtigen Haltung zur Dynamik unserer Zeit sind die beiden in der Festschrift Bach erschienenen Arbeiten über den Umbruch dörflichen Lebens. Sie erinnern in ihrem realistischen Blick für das Gewordene wie für das Werdende in mancher Hinsicht an Strübin. Der zweite Aufsatz hat die Form einer fördernden Auseinandersetzung mit dem vom Kölner UNESCO-Institut für Sozialforschung ausgegangenen Buch von G. Wurzbacher, Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung, Stuttgart 1954. Zender bietet zugleich eine konkrete Auseinandersetzung mit der Soziologie, an die sich ja die moderne Volkskunde in mancher Hinsicht angenähert hat. Im rheinischen Raum, wo der Kölner Soziologe Leopold von Wiese die von der Volkskunde zu wenig beach-

teten Dorfuntersuchungen durchführte und wo neuerdings Brepohls wegweisende Arbeiten zur Industrievolkskunde erscheinen, drängt sich die Auseinandersetzung zwischen Volkskunde und Soziologie auf.

Da vermag nun Zender ganz undogmatisch mit Beispielen zu zeigen, wie die Volkskunde zu den «allgemeingültigen» Aussagen der Soziologie und zu ihren durch Stäbe von Interviewern an einem «repräsentativen» Ort gewonnenen Materialien die nötigen Korrekturen beibringt, nicht nur durch den historisch gerichteten Blick auf das Werden der traditionellen Formen, sondern auch durch den räumlichen Überblick der Atlaskarte. Es ist beispielsweise sehr eindrücklich, wie Zender (2. Teil, S. 171) den sicher zweifelhaften Antworten der über den Volksglauben interviewten Dorfbewohner die kartographische Darstellung objektiver Kriterien des Volksglaubens gegenüberstellt, so die Karte «Wie weit beruhen am Ort erzählte Sagen auf Erlebnissen?» Aus sachlichen Aussagen unserer Karten, welche die «Volksseele» nicht direkt zu packen versuchen, können doch sicherere Schlüsse gezogen werden auf die geistig-seelische Haltung und auch auf die Gemeinschaftsfunktion eines Brauches.

Die Karte zeigt ferner deutlich, dass manche Dinge, die vom repräsentativen Ort aus sozusagen als Zeichen der Zeit verallgemeinert wurden, sich als lokale Kulturströmungen erwiesen. So zeigt z.B. die ADV-Karte zu den Gemeinschaftsarbeiten (welche diese Gemeinschaftsarbeiten wie Muskochen, Krautschneiden usw. objektiv, ohne Bewertung bringt) wie sehr das von den Soziologen auf ihre Art dargestellte Nachbarschaftsproblem landschaftlich differenziert ist, wobei keineswegs nur moderne Verkehrs- und Stadtstrahlungen, sondern auch jahrhundertealte landschaftliche Sonderentwicklungen, verschiedene Siedlungsweise und verschiedener Volkscharakter in Betracht gezogen werden müssen.

Zender hat gerade das Problem der städtischen Strahlung verschiedentlich und sehr differenziert behandelt, so etwa am Beispiel der Stadt Euskirchen (in: 650 Jahre Stadt Euskirchen, hg. von J. Franke, Euskirchen 1955), wobei Karten über Heiligenkult, Jahresfeuer, Johannistag wieder das unentbehrliche Lot sind, durch das auch die Kanäle der modernen Kulturströmungen ausgemessen werden müssen.

Bei Zender ist also die kartographische Darstellung und die geographische Methode ein in Berücksichtigung moderner Dynamik und Vielgestaltigkeit mit Umsicht gehandhabtes Mittel der Kulturraumforschung. Der rheinische Kulturraum, aus dem einst das Pionierwerk der geographischen Methode (Aubin, Frings und Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926) erwachsen ist, erscheint darum auch in seinem Ausgleich zwischen bewusster Tradition und moderner Bewegtheit ein geeigneter Boden für die neue Folge des alten ADV, der wir mit Spannung entgegensehen.

Richard Weiss

Volkskunde der Heimatvertriebenen

J. Hanika, Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart. Salzburg, Otto Müller-Verlag, 1957. 151 S. (Schriftenreihe der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1). Fr. 11.–

Der jüngste Zweig der Volkskunde, die «Volkskunde der Heimatvertriebenen», hat nicht nur ein gutausgestattetes Publikationsorgan im Jahrbuch (auf dessen Bände 1 und 2 wir SAVk 52, 183 und 53, 33 hinwiesen), sondern, im vorliegenden ersten Band der Schriftenreihe, auch eine ausgereifte methodische Besinnung und einen Wegweiser in die Zukunft, welcher die Beachtung jedes volkskundlich Forschenden verdient. Es handelt sich bei der Volkskunde der Heimatvertriebenen nicht einfach um eine engbegrenzte Sparte im weiten volkskundlichen Forschungsfeld, oder um den Tummelplatz von einigen deutschen Spezialisten und Betroffenen, die hier ihr Ressentiment abreagieren. Wenn auch bei vielen der beteiligten Forscher die persönliche Betroffenheit von dem ungeheuren Geschehen der Anstoss war und bleibt, so darf der «neutrale» Beobachter auf Grund der genannten Publikationen doch sagen, dass hier nicht ein revisionistisches Instrument geschmiedet, sondern dass in ernstem wissenschaftlichem Bemühen um objektive Erkenntnis des Geschehens gerungen wird, eines Geschehens, das selbst für die Miterlebenden schon

«historisch» zu werden beginnt. Nach der «Drei-Phasen-Theorie», wie sie Karasek und andere anwenden, ist die erste Phase der amorphen Flüchtlingsmasse, des «Sitzens auf den gepackten Koffern» vorbei, aber auch die zweite, das Wiederauffangen und die Abschliessung der Heimatvertriebenen in besonderen Gruppen, und es zeigt sich die dritte Phase der Eingliederung, der Neubildung von Lebensformen aus Altem und Neuem, aus Mitgebrachtem und Vorgefundenem. Es entstehen «neue Traditionen» (was kein Paradoxon ist), und es entstehen «Neustämme», wie die welche durch frühere Vertreibungen (z.B. in den Glaubenskämpfen) oder durch die Umsiedlungen des Mittelalters und der Neuzeit vor allem im deutschen Osten entstanden waren, in den Gebieten, aus denen die Heimatvertriebenen z.T. jetzt zurückkommen. «Wandlung durch Wanderung», das ist das grosse Thema, auf welches Hanika als Leitmotiv hinweist mit dem Blick auf Parallelen in der afrikanischen Völkerwelt (S. 20).

Diese neue Zielsetzung, die sich nicht nur der Volkskunde der Heimatvertriebenen, sondern auch der Industrievolkskunde, wie sie Brepohl vertritt, aufdrängt, fordert notwendigerweise eine methodische Neubesinnung der Volkskunde, die bisher vorwiegend auf das Statische der «überlieferten Formen» gerichtet war. Wenn man in einer neuen Art unromantischer Ursprungsforschung die Formen in ihrem Werden beobachten will, braucht es nicht nur den raschen Zugriff in der Zeit, da alles noch im Fliessen ist, sondern auch eine Loslösung von der bisher üblichen Blickrichtung auf «Überlebsel», auf «alte und wertvolle» Dinge. Man muss nicht von diesem Kanon, von Haus, Brauch, Lied, Sage sondern von den Bedürfnissen und Funktionen der gegenwärtigen Situation ausgehen. Dann wird Neues volkskundlich interessant: Barackenleben, Lager- und Gefangenengemeinschaft (S. 59), neue Industriesiedlungen (Karasek im Jb II, 28ff.), Heimatsymbole, Heimatillusionen und Heimaterde (129f.). Die «Heimat als Grundtatsache im Leben von Menschen und Gruppen, die daraus vertrieben worden sind» (S. 71), erscheint überhaupt als ein zentraler volkskundlicher Forschungsgegenstand in ganz neuem Licht (vgl. K. Stavenhagen, Heimat als Lebenssinn, 1948[2], und E. Lemberg, Völker und Volksgruppen im Exil, 1955). In manchen ihrer neuen Fragestellungen berührt sich die Volkskunde mit der Soziologie und Sozialwissenschaften oder mit statistischen Methoden; doch wird gerade in solchen Berührungen ihre Eigenständigkeit deutlich.

Wir bleiben mit unserem Hinweis auf diesen bedeutungsvollen methodischen Leitfaden, der zum grossen Teil aus wirklichkeitsnahen, in Erfahrung erprobten Frageplänen besteht, beim Grundsätzlichen und Allgemeinen. Über die Brauchbarkeit im einzelnen wird die Praxis entscheiden.

Zahlreiche Forschungsstellen, über die das Jahrbuch II, 69ff. berichtet, sind in verschiedenen Landesteilen an der Arbeit. *J. Künzig*, der Leiter der Zentralstelle in Freiburg i.Br., hat zudem im Jahrbuch II einen grundsätzlich wichtigen Beitrag über «Urheimat und Kolonistendorf – ein methodisches Beispiel der gegenseitigen volkskundlichen Aufhellung» publiziert, in dem er den reichen Liederschatz einer heimatvertriebenen ungardeutschen Sängerin mit dem der ostfränkischen Herkunftslandschaft (aus welcher die Vorfahren der betreffenden Ungardeutschen 1733 ausgewandert waren) vergleicht. Der vorzüglich durchgeführte Vergleich zeigt nicht nur die bekannte konservative Haltung der Kolonien im Gegensatz zum deutschen Herkunftsgebiet, sondern vermittelt auch wichtige Erkenntnisse für dieses selber. Zudem zeigt sich hier, in Ergänzung zu dem was wir oben über die neuen Wege der Volkskunde sagten, dass die herkömmlichen Gegenstände volkskundlicher Forschung wie Volkslied und Volkserzählung immer noch ins Zentrum volkskundlicher Fragestellung zu führen vermögen, wenn sie nicht nur philologisch oder ästhetisierend-eklektisch behandelt werden.

Der zweite Jahrbuchband, aus dem wir in unserer Vorbesprechung nur den Beitrag von Karasek behandelt haben, enthält neben einer weiteren gründlichen Volksliedarbeit von *Karl Horak*, «Das Volkslied in der Bielitzer Sprachinsel», noch das Untersuchungsergebnis einer Enquête von *Franz Krins* über «Die neuere Barbaraverehrung in Nordrhein-Westfalen», die den programmatischen Untertitel trägt: «Ein Beitrag des Ostens zur Volkskunde Westdeutschlands», und die, von Verbreitungskarten bekräftigt, die Ausbreitung des Barbarakultes im Ruhrgebiet unter dem Einfluss heimatvertriebener

Bergleute aus dem Osten vergegenwärtigt. *Gottfried Roesler*, «Volkskunde, Genealogie und die Problemlage bei den Heimatvertriebenen» skizziert die von der Volkskunde bisher zu wenig beachteten genealogischen Aspekte der kulturellen Wandlungen, u.a. am Beispiel der «Mischheiraten» zwischen Flüchtlingen und Einheimischen. Methodisch ausserordentlich anregend ist schliesslich die am Anfang des Jahrbuches stehende Begriffsschöpfung von *Hermann Bausinger*, «Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge». Dem naiven Beharren und dem sentimentalischen Beharren wird die naive und die sentimentalische Einfügung in eindrücklichen Beispielen gegenübergestellt. Solche aus Beobachtung erwachsene Kategorien werden «als Mittel der Beobachtung» im Sinne des Verfassers fruchtbar sein für die kommende Arbeit.

Die Volkskunde ist nicht überlebt, sie muss nicht auf den Kopf gestellt werden; aber sie bedarf neuer Gesichtspunkte und neuer Methoden. Richard Weiss

Siedlung und Haus

Max Gschwend, Beiträge zur Kenntnis der frühen alemannischen Besiedlung der Nordostschweiz. Lahr/Schwarzwald, Moritz Schauenburg Verlag, 1956. 172 S., 10 Karten.

Der verdiente Leiter der Abteilung Bauernhausforschung der Gesellschaft für Volkskunde hat sich von jeher nicht nur mit den einzelnen Objekten einer Siedlung befasst, sondern sein Interesse gilt ebenso sehr der Siedlung als Ganzem, ihrer Geschichte und ihrer räumlichen Entwicklung. Nach der rein sachlichen Aufnahme von Bauernhäusern stellt sich unausweichlich die Frage nach der Herkunft der Formen und ihrer Verbreitung, womit der Zusammenhang mit der Siedlungsgeschichte gegeben ist. Aber ebenso bedeutsam ist der geographische Aspekt, die Betrachtung der Naturgrundlagen, wie Bodengestalt, Klima, Vegetation usw. Eine Arbeit wie die vorliegende dient also der Grundlagenforschung für die Siedlungsgeographie und für die Hausforschung. Neben literarischen und archäologischen Zeugnissen können uns die Ortsnamen, vorsichtig interpretiert, wichtige Aufschlüsse über den Siedlungsablauf vermitteln. So liegt denn das Schwergewicht der Untersuchungen von Gschwend, nach der Darstellung der Naturgrundlagen und der Besiedlung in der vorgermanischen Periode, auf der Sichtung und Zusammenstellung des germanischen Ortsnamenmaterials der Nordostschweiz. Wir beschränken uns hier auf die siedlungsgeographischen Ergebnisse. Diese kommen in den Kartenbeilagen naturgemäss am besten zur Geltung: Auf die Darstellung der Bodenverhältnisse, der Vegetationsgürtel, der Niederschläge folgen solche der vorgeschichtlichen Altsiedelungslandschaften und der römischen Besiedlung, die den Ausgangspunkt für die Ausdehnung der alemannischen Niederlassung bilden. Die Landnahme wird charakterisiert durch Reihengräber des 6. Jahrhunderts, sowie durch *-ingen-* und *-heim*-Orte, zur Hauptsache westlich der Linie Konstanz–Zürich. In der Übergangszeit verschiebt sich die Grenze in den breiten Glazialtälern bis etwa Arbon–oberer Zürichsee mit Ortsnamen auf *-inghoven*, *-ikon*, *-hofen*. Es ist sehr zu hoffen, dass der Verfasser auch noch die hoch- und spätmittelalterlichen Ausbausiedlungen behandeln wird, womit wir für einen grossen Teil der alemannischen Schweiz eine vorzügliche Darstellung des Siedlungsverlaufs besässen. Von der Gründlichkeit seiner Untersuchung zeugen nicht nur die Tabellen und Karten, sondern auch die 825 Literaturverweise. G. Bienz

Werner Radig, Die Siedlungstypen in Deutschland und ihre frühgeschichtlichen Wurzeln. Berlin, Henschelverlag, 1955. 183 S., 145 Abb. im Text. (Schriften des Forschungsinstitutes für Theorie und Geschichte der Baukunst).

Der Autor versucht in seinem, auch wenig bekannte osteuropäische Literatur heranziehenden Werk die Entwicklung der Siedlungstypen als «Widerspiegelung der gesellschaftlichen Bedingungen» zu zeigen. Es ist natürlich möglich, einen einzigen Faktor der Siedlungsentwicklung herauszugreifen und seine Wirkungen darzustellen. Ob man damit jedoch einer von den verschiedensten Umständen beeinflussten Erscheinungsform der betreffenden Kultur gerecht werden kann, ist eine andere Frage.

Dass politisch bedingte Gedankengänge in diese Darstellung hineinspielen, ist bedauer-

lich, denn der Versuch, die Siedlungstypen Deutschlands systematisch zu ordnen und als Ergebnis der Kulturentwicklung zu zeigen, wäre sehr reizvoll. Trotz den bedeutenden neuen Erkenntnissen, welche die archäologische Forschung der letzten Jahrzehnte brachte, ist es heute immer noch schwer, sichere Grundlagen für die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse in Mitteleuropa zu erhalten.

Professor Radig stellt die teilweise runden oder halbkreisförmigen Siedlungstypen der frühen Epoche als Folge und Ausdruck der ungegliederten Gruppen dar, was durch ein Stalinzitat gestützt wird. Spätere Siedlungen, durch Sippenorganisation bestimmt, zeigen eine planmässige Ordnung (gleiche Orientierung der Bauten z.B.). Die befestigten Siedlungen gehen von der Jungsteinzeit an durch alle Epochen bis ins Mittelalter hinein. Ein besonderes Kapitel ist dem grossen Reichtum an Siedlungstypen des Feudalismus gewidmet. Wichtig ist u.a. das Verhältnis von Privatbesitz und Allmende. Als älteste Dorfform wird das Haufendorf genannt. Platz-, Strassen- und Reihendörfer dagegen entsprehen einer späteren Entwicklung. Die zunehmende Ausbildung des Privateigentums soll zur Streusiedlung geführt haben, der Einzelhof bildet nach Radig also nicht den Anfang, sondern das Ende einer Entwicklung.

Die Behandlung der Stadttypen zeigt, dass für die Mehrzahl der deutschen Städte ein frühgeschichtlicher Kern angenommen werden muss. Die keltischen Oppida gelten als Stadtburgen oder Handelsstädte. Aus der Wurzel vereinzelter römischer Lager, im Anschluss an Handelsstützpunkte und Klöster, aus Dörfern oder im Gefolge von Burganlagen entstanden zahlreiche Städte. Neugründungen des Mittelalters spiegeln planmässige Anlagen ohne alten Siedlungskern wider. M. Gschwend

Leopold Schmidt und *Josef Seger*, Bäuerliche Hausformen in Österreich. Wien, Hippolyt-Verlag, (o.J.).

In der Reihe der volkskundlichen Wandbilder der Hippolyt-Schulwandbilder, erschien als Nr. 2 eine Übersichtskarte der bäuerlichen Hausformen in Österreich. Ein kurz gefasster, daher auch sich auf das Wichtigste beschränkender Text orientiert über die historischen Angaben der Entwicklung der Hausformen von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart. Weiter werden der Heizanlage, dem Grundriss und der Dachform erklärende Angaben gewidmet. Ganz am Rand erfahren wir noch einige volkskundliche Hinweise.

Die Übersichtskarte stellt für die verschiedenen Regionen Österreichs die charakteristischen Hausformen als Vogelschaubild zusammen. Sehr anschaulich wird damit ein Bild der Vielgestaltigkeit der österreichischen Hausformen gezeichnet. Für die Auswertung in der Schule, vor allem in Ländern ausserhalb Österreichs, wäre wünschenswert, wenn im Kommentar die einzelnen Haus- und Hofformen durch Grundrisse und Angabe der Funktionen präziser erläutert würden. M. Gschwend

Handwerk und Sachgüter

Wolfram Fischer, Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks. Selbstzeugnisse seit der Reformationszeit. Göttingen, Musterschmidt-Verlag, 1957. 183 S. (Quellensammlung zur Kulturgeschichte, 13).

So klein und bescheiden das Bändchen auch aussieht, um so bedeutsamer ist sein Inhalt; denn es vermag wirklich, eine Seite des deutschen Handwerks zu erschliessen, die für die Sozialgeschichte wichtig ist. Neben den archivalisch fassbaren Zunftakten und dem in der Überlieferung wirksamen Brauchtum und Gewohnheitsrecht der Zünfte lernen wir hier die autobiographischen Lebensberichte einzelner Handwerker und ihm nahestehender Autoren kennen. Der Herausgeber weiss genau, dass diese Gruppe in den meisten Fällen zufällig bedingt ist, aber andrerseits sind die Äusserungen aus eigenem Erleben erwachsen, mag es auch subjektiv und zeitbedingt sein. Die Auswahl der Texte ist ganz bewusst weder von dem kulturgeschichtlichen Reichtum der darin enthaltenen Aufzeichnungen noch von der formalen und literarischen Höhe bedingt, sondern einzig und allein von den sozialgeschichtlichen Problemen, welche die Entwicklung des deutschen Handwerks als Berufsstand vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart stellt. Von diesem Kriterium her

finden sich die frühesten Aufzeichnungen im 14. und im 15. Jahrhundert. Mit zum Wertvollsten in dem Bändchen gehört die ausgezeichnete Einleitung des Herausgebers, in welcher er die ausgewählten Texte knapp charakterisiert, ihre kennzeichnenden Merkmale heraushebt und sie in den kulturellen Rahmen ihrer Zeit hineinstellt. Auf diese Art bekommen wir wenigstens eine kurzgefasste Soziologie des Handwerks bis zum Verlust des persönlichen Wertes der Arbeit und zum Gewinn einer neuen Art von Freiheit und Würde. Die ausgewählten Memoiren sind zwar in ihrer Mehrzahl bereits in Buchform erschienen, doch sind sie meist recht schwer erhältlich. Selbst, wenn dies nicht der Fall wäre, hätte die Auswahl und Zusammenstellung der Texte ihre volle Berechtigung für die Geschichte des Handwerks, gesehen vom mitbeteiligten, nicht reflektierenden Autor. Partien aus des Schneiders Johannes Butzbach' Wanderbüchlein eröffnen die Sammlung, Lebensbeschreibungen eines Malers, Drechslers, Kunstschmieds und Graveurs – alle zwischen 1869–1879 geboren – beschliessen sie. Als Schweizer ist vertreten der Gerber Joseph Anton Stärkle, der 1828 in Abtwil (im Bezirk Gossau, bei St. Gallen) geboren wurde. Wildhaber

Bruno Schier, Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart. Geschichte und Eigenart eines volkstümlichen Kunstgewerbes. Mit einem Liederanhang von Josefa Elstner-Oertel. Berlin, Akademie-Verlag, 1957. VIII, 208 S., 6 Taf., Register. (Deutsche Akademie der Wiss. zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 11). DM 28.50.

Bruno Schier, welcher der Hausforschung als volkskundlicher Disziplin durch sein massgebendes Werk weithin eine Richtung gewiesen hat, erarbeitete in der Nachkriegszeit, aus zeitbedingten Aufträgen eine wissenschaftliche Tugend machend, die Geschichte des Pelzwesens und des Flechtens; daran fügt sich nun die Monographie über die Kunstblume.

Schier hat sich schon immer durch ein weites kulturhistorisches Blickfeld ausgezeichnet. Damit stellt sich auch, insbesondere im vorliegenden Werk, die Frage nach den Grenzen der Volkskunde. Der Autor nimmt indessen dem Kritiker die Frage vorweg, «warum ich in einer volkskundlichen Darstellung so ausführlich von ökonomischen und statistischen Tatsachen berichte». Er antwortet darauf mit Riehl: «Nationalökonomie und Arbeitsstatistik sind rechte Zeughäuser und Rüstkammern für die Wissenschaft vom Volke. Alle noch so scharfsinnigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Psyche einer Nation stehen in der Luft ohne den festen, tatsächlichen Boden einer genauen Kenntnis ihrer Arbeit.» (S. VIII).

Schier bleibt sehr zurückhaltend im Ausziehen der Linien bis zum ideellen Fluchtpunkt der «Psyche» oder der «Gruppengeistigkeit» der Blumisten und Blumenmädchen. Doch wird dem vorbereiteten Leser die unausgesprochene volkskundliche Ausrichtung des Materials – handle es sich um Export- und Betriebsstatistiken oder um archäologische Daten über antike Blumen- und Kunstblumenverwendung – deutlich genug. So eröffnet z.B. die statistisch und graphisch dargestellte Abhängigkeit der Kunstblumenindustrie von den blumenfreundlichen oder blumenfeindlichen Modeströmungen wichtige Einsichten in die Zusammenhänge der modeschöpferischen Impulse von Paris (S. 81) mit den «gesunkenen», traditionell verfestigten Kulturgütern wie Perlenkränzen auf Gräbern, allerlei Trachtenzubehör und Brautflitter, ländlichen Papierblumendekorationen und bürgerlichen Kunstblumenbuketts im «Salon». Vor allem aber ist die rätselhafte Mode, die an sich nicht zum volkstümlichen, sondern zum massenmässigen oder individualistischen Verhalten gehört, die allmächtige Herrin über das wandelbare Schicksal einer ganzen Heimarbeiterschicht, die gerade durch diese unbäuerliche und unbürgerliche Insekurität seelisch geprägt wird und geographisch gesehen ein Glied bildet in «der grossen Kette der deutschen Hausindustrien, die das mittlere Deutschland in einem breiten Gürtel von Ost nach West durchziehen» (S. 95). Die in diesem mitteldeutschen Gürtel von Böhmen bis in den Odenwald vorkommende Blumenmacherei bleibt, zusammen mit der Strohflechterei und der Spielwarenerzeugung (im Gegensatz zur textilen Heimindustrie), besonders beharrend gegen Mechanisierung und fabrikindustrielle Entwicklung. Maschinen kommen in der Blumenindustrie kaum vor. Darum bleibt die Kunstblumenerzeugung

trotz ausgesprochener Massenproduktion z.T. immer noch auf dem Boden eines «volkstümlichen Kunstgewerbes» stehen, «volkstümlich» in diesem Fall nicht nur vom Rezeptions- sondern auch vom Produktionsstandpunkt aus. Diese Zwischenstellung zwischen herkömmlicher Volkskunst und Industrie wirft besondere und neue volkskundliche Probleme auf. Richard Weiss

Ilmari Manninen, I. Fortbewegungs- und Transportmittel. II. Die Kleidung. Helsinki, Suomen Muinaismuistoyhdistys, 1957. 190 S., viele Abb. und Farbtaf. Mit einer Bibliographie der Werke Manninens von *A. Hirsjärvi* und einer Biographie von *Kustaa Vilkuna*. (Kansatieteellinen Arkisto, 13:1).

Der hervorragende finno-ugrische Ethnograph und Museumsleiter Ilmari Manninen ist 1935 gestorben. Kurz vor seinem Tode erschienen die beiden Bände der «Sachkultur Estlands», die heute noch unübertroffen sind in der überlegenen Kenntnis des Gebietes und Konzeption des Werkes. 1934 erschien ein Band über eine grossangelegte Gesamtübersicht über die stoffliche Ethnographie der finnisch-ugrischen Völker: «Suomen suku III. Esineellinen kansatiede». Zur Ehrung des Andenkens an den angesehenen Forscher hat die Finnische Altertumsgesellschaft zwei Kapitel aus diesem letzteren Werk ins Deutsche übersetzen lassen, um sie so einem weiteren Kreis zugänglich zu machen. Es sind wirkliche Kabinettstücke in ihrer sorgfältigen Stoffausbreitung und prägnanten, klaren Formulierung und dem logischen Aufbau der Gedanken. Wir dürfen allen Beteiligten, dem (ungenannten) Übersetzer und den für die Herausgabe Verantwortlichen, herzlichen Dank für diese schöne Gabe wissen, die sich wieder würdig den anerkannt ausgezeichneten finnischen Publikationen beigesellt.

Der erste Aufsatz bringt der Reihe nach, in Wort und Bild, die Fortbewegungsmittel und die Transportmöglichkeiten der gesamten finno-ugrischen Völker. Es handelt sich um Schneeschuhe, Eis-Eisen, Schlittschuhe, Skis, Tragrahmen, Schleif-Fell und andere Schleifgeräte, Schlitten, Sommerschlitten, Karren, Wagen und Boote. Die genetische Entwicklung und die Übertragungen werden, wenn immer möglich, angeführt und begründet. Ebenso sorgfältig behandelt der zweite Aufsatz die Kleidung in all ihren Teilen und Aspekten. Man sehe sich etwa die Abschnitte über die Kopfbedeckungen (Haartracht, Kopfband, Schleier, Kopftuch, Haube, Kapuze) oder über die Fussbekleidungen an, um einen Begriff von der Fülle des verwerteten Materials zu bekommen. Im einzelnen finden sich eine Menge wertvoller Einzelangaben: gelb als Trauerfarbe bei den Esten, Muscheln als Schmuck bei den Mordwinen (und auch im vorgeschichtlichen Finnland), die Perlenbänder und weitere Perlenstickereien (von denen eine prächtige Sammlung im Finnischen Nationalmuseum in Helsinki ausgestellt ist). Den beiden Aufsätzen sind genaue Literaturzusammenstellungen beigegeben; über die Veröffentlichungen von Ilmari Manninen selber orientiert die durch A. Hirsjärvi besorgte Liste, welche sich über die Jahre 1911–1935 (mit posthumen Drucken bis 1939) erstreckt. Wildhaber

Karl Ewald Fritzsch und *Friedrich Sieber*, Bergmännische Trachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen. Berlin, Akademie-Verlag, 1957. V, 80 S., 15 einfarbige und 16 mehrfarbige Taf. 4°. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 12). DM 34.50.

Wie kaum eine andere Berufstracht eignet sich gerade die Tracht der Bergleute zur Erörterung der mannigfachsten Probleme, was die Fragen der Entwicklung der Tracht angeht, wie diese allmählich von der Arbeitstracht zur Aufzugs- und Paradetracht hinübergleitet, wie hierbei aber auch soziale Überlegungen und ein Wandel in der Wertung der Tracht mitspielen. Die Verfasser haben somit eine höchst dankbare Aufgabe gehabt: hier ist die Trachtenfrage nicht losgelöst vom Träger zu behandeln, sondern erst dann wird sie klar, wenn die Reaktion des Trägers beleuchtet und verständlich wird. Es ist soziologische, volkskundliche Erörterung in ganz besonders einleuchtender Art und an einem ganz besonders hiefür geeigneten Fall. Wir dürfen den beiden Herausgebern Dank wissen, dass sie ihre Aufgabe vorurteilsfrei angepackt und in sehr schöner Art durchgeführt haben. Ganz bewusst haben sie ihr Thema zeitlich und räumlich einge-

schränkt. Sie denken offenbar an eine umfassende Darstellung der erzgebirgischen Bergmannstracht; weil das 18. Jahrhundert ein reiches Quellenmaterial in Wort und Bild bietet, soll es gesondert behandelt werden. Ausgezeichnet kommt zur Geltung, wie schon früh die Tracht des «ansehnlichen» Bergmanns aus Kleidungsstücken und Ausrüstungsgegenständen sich zusammensetzt, wie also der Berufsstand und die Arbeit nebeneinander ihren Ausdruck finden. In der Folge setzen immer mehr behördliche (kursächsische) Regelungen und Vorschriften ein, welche von geschmacklichen Modeströmungen bedingt sind; sie fügen den Bergmann schliesslich vollkommen in diesen Rahmen ein. In dem Masse, in dem er mehr und mehr zum Lohnarbeiter wird, wird auch das Eigenleben der Tracht gefährdet und schliesslich ganz erstickt. Neben der Herausarbeitung dieser Züge durch die Verfasser ist auch das Bildmaterial der Beachtung wert; besonders hübsch sind die farbigen Bilder aus dem Bergaufzug beim Saturnusfest des Jahres 1719, die sich im Besitz der Bergakademie Freiberg befinden. Wildhaber

D. Sebastião Pessanha, Doçaria popular portuguesa. (Estudo etnográfico). Lisboa, Fundação nacional para a alegria no trabalho; Gabinete de etnografia, 1957. 63 S., 58 Abb. auf Taf. (Colecção Cultura e Recreio).

Ein höchst reizvolles Gebiet der portugiesischen Volkskunde wird uns durch ein kleines, gefälliges Bändchen D. Sebastião Pessanha erschlossen: Backwerk, Zuckerwerk, Konfekt. In traditionellen Formen wird es hergestellt und verkauft; Menschen- und Tierfiguren, Herzen, Körbchen, Geldbeutel, Musikinstrumente, seltener religiöse Symbole sind es, welche in den Bereich dieser handgeformten Kleinkunst gehören. An Wallfahrten und Kirchweihen, auch an bestimmten Festzeiten kann man dieses Naschwerk kaufen. Der Verfasser gibt ebenfalls einen kurzen Überblick über die geographische Verteilung in Portugal. Ganz besonders erfreulich ist die grosse Zahl von beigegebenen Abbildungen, für die man sich allerdings öfters eine bessere Reproduktion erwünscht hätte. Wildhaber

Karl M. Klier, Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen. Kassel und Basel, Bärenreiter-Verlag, 1956. 107 S., 118 Abb. auf Taf., 36 Musikbeispiele, Literatur.

Auf 100 Seiten hat Klier sein gesamtes, riesiges Wissen um die volkstümlichen Musikinstrumente in den Alpen, das er sich in fünfundzwanzigjähriger Sammelarbeit erworben hat, zusammengedrängt. Das bedeutet, dass jeder Satz zu einer wesentlichen Aussage wird. Jeder Satz ist aber auch bis ins letzte fundiert und belegt. Alpenländische Musik, Jodel und dergleichen sind schon mehrmals untersucht worden; die gesamtalpenländischen Musikinstrumente erfahren hier die erste systematische Behandlung, in bewusst sehr knapper Form. Dargestellt werden Alphorn, Quer- und Langflöte, Dudelsack und Drehleier, Hackbrett und «Hölzernes Gelächter», Harfe und Gitarre, Geige, Maultrommel, Mund- und Ziehharmonika, Zither und endlich auch die Volksmusik-Gruppen. In jedem Fall werden literarische und bildliche ältere Belege beigebracht, alte Aufzeichnungen von Melodien werden erläutert und auch wiedergegeben, die Herstellung des Instrumentes, die Spielweise und die Möglichkeiten des melodischen Ausdrucks werden geschildert. Klier referiert auch über die Aussichten auf ein mögliches Weiterleben und Aufblühen der betreffenden Instrumente. Zu jedem Kapitel werden sorgfältige Literaturbelege beigefügt; ganz besonders verdienstlich ist die Zusammenstellung eines höchst wertvollen Bildmaterials. In erster Linie sind natürlich die Verhältnisse im österreichischen Alpengebiet dargestellt, doch finden sich überall auch Belege aus Deutschland (Bayern) und der Schweiz. Beim Hackbrett wäre ergänzend beizufügen, dass es in der Schweiz nicht nur im Appenzell bekannt ist, sondern auch im Wallis (1912 fand in Brig ein «Kongress» der Hackbrettspieler statt). Wildhaber

Rudolf Berliner, Die Weihnachtskrippe. München, Prestel Verlag, 1955. 244 S., 98 Abb. auf Taf., Personen-, Sach- und Ortsregister. 4°.

Berliners Buch ist das unbestrittene, immer und immer wieder mit grösstem Gewinn herangezogene Standardwerk über die Weihnachtskrippe, dem sich in ganz Europa kein

anderes an die Seite stellen kann. Wohl verstanden, es handelt sich um die künstlerischen, monumentalen Weihnachtskrippen, wie sie von hervorragenden Schnitzern in Deutschland und Österreich geschaffen wurden, um die auf der ganzen Welt berühmten Neapolitaner Krippen, die mit ihrer natürlichen Frische und Anschaulichkeit der Volksszenen unerhört köstlich sind. Aber auch diese «Kunstform» der Krippe ist durch ihren religiösen Zweck bedingt; sie ist nicht in erster Linie ein stilistisch-artistisches Problem. Schon daraus ist ohne weiteres klar, dass Berliners Buch nicht nur dem Kunsthistoriker etwas zu sagen hat, sondern es ist ebensosehr eine ergiebige Quelle für die Religionswissenschaft, für kirchliche Darstellungen mit Schaugepränge, für die volkstümliche Auffassung von festen Gestalten, die mehr oder weniger locker biblisch angedeutet sind; der Theaterwissenschaftler wird in der Staffage, den Kulissen und dem Aufbau der Krippen so manches ihn Berührende entdecken; der Volkskundler wird Anregungen in Hülle und Fülle finden, was das Brauchtümliche, die Darstellung der Tracht, die Volkstypen und Berufe, die Schnitzkunst und auch die Ikonographie angeht. Der Verfasser hat dreissig Jahre hindurch an diesem Thema gearbeitet; schon 1926 erschienen seine «Denkmäler der Krippenkunst» in Lieferungen (über das Schicksal dieses Monumentalwerkes lese man selber nach, S. 9). Berliner war ehemals Hauptkonservator am Bayerischen Nationalmuseum in München; die dortige, berühmte Schmedererische Krippensammlung – sie ist wohl einzigartig in ihrer Art – erweckte sein Interesse am Thema. Sein grosses Hauptwerk bietet in einem allgemeinen Teil Angaben zu Wesen und Sinn der Weihnachtskrippe, zur Wort- und Sachgeschichte der Bezeichnungen «Krippe», «praesepe», «Bethlehem» und über die Förderer und Gegner der Krippen, hauptsächlich in Ordenskreisen. Dann geht er an die Ausbreitung der Entwicklung der Weihnachtskrippen in einzelnen Ländern und Stilepochen: Italien, Frankreich, Deutschland, Österreich, Spanien, Portugal (über die Schweiz sagt der Verfasser, dass sie «kein rechter Boden für die Krippe gewesen zu sein» scheine, S. 143). Rund 100 Abbildungen sind als willkommene Ergänzung zum Text beigegeben. Wildhaber

Volkskunst

Max Kislinger, Alte Bauernherrlichkeit. Erläuternder Text von Otfried Kastner und *Helene Grünn*. Einführung von *Franz Lipp*. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag, 1957. 189 S. mit 134 Zeichnungen, 40 Farbbilder als Beilageheft. 4°. (Schriftenreihe der oberösterreichischen Landesbaudirektion, Sonderband. – Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich, 1).

Es ist ein eigenartiges, ein erstaunliches Buch, das wir hier anzeigen können. Erstaunlich, wie der Maler und Graphiker Max Kislinger aus Liebe zur Heimat, aus Freude am Schönen und aus Begeisterung für die bäuerlich-künstlerische Ausdruckskraft viele Jahre hindurch in Oberösterreich von Ort zu Ort, von Hof zu Hof wandert, zeichnet und aquarelliert, was er sieht und aufstöbert, und sich damit einen grossartigen Schatz von Bildern aus der volkstümlichen Umwelt anlegt. Eigenartig ist das Buch, weil wir derartige Werke nicht kennen, die jegliche Photo und rein erläuternde Strichzeichnungen weglassen und sich nur auf die eindrückliche Wirkung einer echten Künstlerskizze beschränken und auf diese Weise Dokumentation zu sein versuchen. Aber ist das wirklich Dokumentation? Es scheint mir berechtigt, die Frage aufzuwerfen. Das Aufwerfen der Frage bedeutet sicherlich nicht Kritik an Kislingers Künstlertum, im Gegenteil, es legt wohl eher stärkeres Gewicht gerade auf das Künstlertum. Wo ich eine Dokumentation benötigen würde, hätte ich persönlich eine Photo oder eine einfache Zeichnung, welche mir in peinlicher Klarheit und Schärfe alle Einzelheiten vor das Auge führen könnte, lieber. Soll mir aber der tiefere Gehalt einer Landschaft erschlossen werden, will ich die bäuerliche Denkweise zu begreifen versuchen, dann ist bestimmt Kislingers Buch nicht der letzte und schlechteste Weg hiefür. Gerade weil er als Künstler ein feines Verständnis für das Schöne hat, darf man sich ihm als Geleiter zur Schönheit der Objekte unbedenklich anvertrauen. Es wird wirklich eine bisher wenig bekannte und beachtete Volkskunstlandschaft durch dieses Buch zugänglich gemacht. Wir möchten allerdings gleich sagen, es sind nicht allein Kislingers Zeichnungen, die sprechen, sondern es ist sicherlich auch der verständnisvoll

und sorgfältig geschriebene Text von Otfried Kastner und Helene Grünn. Dazu kommt noch die wertvolle Einleitung von Franz Lipp «Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich und ihre Stellung im Donauraum» (der Titel ist durch ein Versehen weggeblieben im Buch); dieser Aufsatz ist deswegen bedeutsam, weil hier versucht wird, eine eigentliche «Volkskunstgeographie» auszuarbeiten. Als Mittelpunkt erweist sich der Traungau, und als eigentliches Betätigungsgebiet dieses Raumes müssen Möbelschreinerei und Zimmermannsmalerei angesprochen werden. Auf Haus und Hof, auf Möbel und Hausrat liegt denn auch das Schwergewicht von Zeichnung und Text. Etwas knapper werden Tracht, die Gegenstände des Jahresbrauchtums und Lebenslaufes, und die Volksfrömmigkeit behandelt. Ein Orts- und Sachverzeichnis gibt Auskunft über die Herkunft der gezeichneten Objekte; dass dieses Verzeichnis nicht ganz unnütz ist, möge man z. B. anhand der Zeichnung S. 159 sich überzeugen; dort steht «Kirchen, Kapellen und Bildstöcke aus Oberösterreich» ohne weitere Herkunftsangabe für die gelegentlich ineinander übergreifenden Zeichnungen, wie sie eben für das Skizzenbuch eines Malers ganz selbstverständlich sind. Ich möchte auch etwa das Farbbild 18 anführen «Feldfüllungen bemalter Schränke», das malerisch höchst reizvoll ist, bei dem aber einfach nicht einwandfrei auf den ersten Blick ersichtlich ist, wie diese Füllungen auf Schränke zu verteilen sind. Das Farbbild 35 lässt mir «Liebesbrief und Kinderspielzeug» allzusehr ineinandergleiten; unklar ist die Stellung der Objekte im Herrgottswinkel bei Farbbild 40. Aber noch einmal: ein Künstler hat das Werk geschaffen, und wir wollen ihm dankbar sein für seine grosse Liebe zum volkstümlich Kleinen. In seiner Einführung sagt Franz Lipp mit Recht: «Das Werk verzichtet auf den Anspruch, eine systematische Darstellung der Volkskunst Oberösterreichs zu sein. Dafür bietet es ein abgerundetes Bild von der Wesensart oberösterreichischen Bauerntums in seiner glücklichsten Zeit». Wildhaber

Svante Svärdström, Die Bauernmalerei in Dalarna. Stockholm, Albert Bonniers Förlag, 1957. 52 S., mit schwarzweiss Abb. und 25 Farbtafeln. 4°.

Es ist nicht das erstemal, dass wir in unserem Archiv auf die schwedische Bauernmalerei haben hinweisen können; wir haben es jedesmal mit richtig grosser Freude getan, und wir tun es auch bei der neu erschienenen, kleineren Publikation, welche wiederum ein herrliches Beispiel für diese naive und doch so blühende Malerei Schwedens ist. Um «Bauernmalerei» handelt es sich nur insofern, als es Malerei für Bauern ist, während die «Maler» Laien (manchmal sind sie gleichzeitig Schulmeister; einer ist Uhrmacher) oder Möbelmaler, «Schrankmaler», sind. Und von der Möbelmalerei her nehmen sie auch ihre ersten Anregungen, bis sie dann zu eigentlichen «Zimmerdekorateuren» werden. Zunächst entnehmen sie ihre Motive den religiösen Themen, bald aber fügen sie auch Bilder aus der volkstümlichen Erzählwelt und Schilderungen des alltäglichen Lebens und besonderer Festlichkeiten ihrem Darstellungsbereich hinzu. Sie haben meist ihre kleinen Kennzeichen, welche für sie charakteristisch sind, doch sind sie dann auch wieder so ähnlich in ihrem Stil, dass es gelegentlich schwer fällt, sie auseinanderzuhalten. Wie immer in derlei Fällen, wo das künstlerische Genie nicht ganz zur Gestaltung ausreicht, suchen sie Vorlagen und Vorwürfe überall; sie finden sie in Bilderbibeln, in Erbauungsbüchern, in fliegenden Einblattdrucken, ja sogar in französischen Modebildern. Ihre Malereien wurden von den Bauern Dalarnas hochgeschätzt, und bald «verfertigen» sie auch Exportprodukte, die weit herum Absatz finden. Es konnte soweit gehen, dass sie herumreisten und Bestellungen aufnahmen, diese dann ausführten und endlich die «Fertigware» auf einer weiteren «Handelsreise» ablieferten. – Svärdström geht auf Stil und Eigenart einiger besonders markanter Malerpersönlichkeiten ein; mit grossem Geschick lehrt er uns auf die Besonderheiten achten, und wir sind mit ihm begeistert über diese vergnügliche Malerei. Wildhaber

Josef Vydra, Die Hinterglasmalerei. Volkskunst aus tschechoslowakischen Sammlungen. Photos Alexander Paul. Deutsch von Trude Müller. Prag, Artia, 1957. 65 S., 112 Schwarzweiss-Taf., 40 Farbtaf. 4°.

Die Bücher des Verlages Artia haben sich als besonders kostbare Volkskunstbücher bereits überall einen Namen gemacht; auch der Textverfasser des neu herausgekommenen prachtvollen Tafelwerkes über die Hinterglasmalerei, Josef Vydra, ist schon durch seine früher publizierten Arbeiten auf das beste bekannt. Wir können Verlag, Verfasser und Photograph nur gratulieren zu dieser herzerfreuenden Neuerscheinung. (Nebenbei: auch die deutsche Übersetzung ist gut und liest sich leicht). Wer sich für diesen Zweig der Volkskunst interessiert, wird froh sein, eine reiche Möglichkeit an Vergleichsmaterial hier auswerten zu können. Denn besonders die Zuweisung der Bilder zu den ungefähren Gebieten oder gar den genauen Orten der Produktion hält oft recht schwer, und häufig kommt man nur auf Grund von langen Vergleichen der Bilder einigermassen weiter. Über das südböhmisch-österreichische Randgebiet sind wir schon ziemlich eingehend orientiert auf Grund der bisher publizierten Literatur. Schwieriger aber wird es bereits im nordböhmisch-schlesischen Bereich, und dann in Mähren und in der Slowakei. Dass es Vydra mit grosser Umsicht und Behutsamkeit gelungen ist, die Zuweisungen im ganzen böhmischen Gebiet und im wesentlichen auch in Mähren mit recht grosser Sicherheit durchführen zu können, anerkennen wir als sehr verdienstliche Leistung, über die jeder Sammler und jedes Museum froh sein wird. Für die Slowakei ist es Vydra, trotz seiner hervorragenden Kenntnisse, nicht gelungen, positive Beweise für eigentliche Herstellungsorte ausfindig zu machen; es handelt sich hier durchwegs um Bilder individueller Herstellung, die nicht, wie es sonst häufig der Fall war, in Familien oder in kleinen Werkstättebetrieben unter einer gewissen Arbeitsteilung ausgeführt wurden. Die vorgeführten Abbildungen stellen bis jetzt das Schönste dar, was in Publikationen über Hinterglasbilder gezeigt wurde. Zum vorwiegenden Teil sind es Themen aus dem katholisch-volkstümlichen Heiligenkreis; daneben aber sehen wir auch Hinterglasbilder aus dem evangelischen Umkreis, deren Anliegen eher in Bibelzitaten mit schöner Schriftgestaltung oder in der Darstellung biblischer Szenen sich äussert; schliesslich gibt es die Übergänge von den mehr oder weniger legendenhaft-weltlichen Genovevabildern zu den ganz weltlichen des Räuberhelden Jánošík. Jedem Bild sind sorgfältige Angaben über Herkunft, Masse und Aufbewahrungsort beigefügt. Wildhaber

Manfred Bachmann, Reinhold Langner, in Zusammenarbeit mit *Georg Zimmermann*, Berchtesgadener Volkskunst. Tradition und gegenwärtiges Schaffen im Bild. Leipzig, VEB Friedrich Hofmeister, 1957. 38 S. mit Abb., Tafelteil: Bild 1–37 farbig, Bild 38–103 schwarz-weiss. 4°.

Wer sich etwa mit Spielzeug oder mit Spanschachteln beschäftigt hat, dem ist Berchtesgaden nicht nur als Fremdenort ein Begriff, sondern auch als alter Holzschnitzerort, in dem diese Hausindustrie schon im 15. Jahrhundert nachgewiesen ist. Was hier später alles verfertigt wurde und durch Kraxenträger und Verleger in die weite Welt hinauskam, davon legen zwei Prospekte und Warenverzeichnisse aus den Jahren 1783 und 1791 beredtes Zeugnis ab; glücklicherweise sind sie in extenso abgedruckt und bieten so eine willkommene Übersicht über die damaligen Spielwaren. Das Hauptgewicht des schönen und sorgfältig gedruckten Bandes liegt auf dem Tafelwerk: wir finden die entzückenden Grillenhäuschen, die alten Steckenpferde, eine Sammlung von Hampelmännern und Holzpuppen, die herrlich bemalten Holzeier und die Nadelbüchslein in Forellenform. Neben dem Spielzeug gibt es aber auch Räuchermännchen und Weihnachtskrippen mit den Figuren dazu, Butter- und Gebäckmodel, Wiegenbögen (sie werden als «Frais-Späne» bezeichnet, hatten also offenbar eine Schutz-Aufgabe gegen die Fraisen), einen reizenden Haubenstock und eine wirkungsvolle Maske aus Lindenholz, die aus dem 18. Jahrhundert stammt. Auch die volkstümliche religiöse Holzplastik ist mit guten Beispielen vertreten: ein Schmerzensmann und ein hl. Sebastian sind würdige Werke einer hohen Schnitzerkunstfertigkeit. Wie schon der Untertitel des Buches besagt, werden auch die Berchtesgadener Volkskunsterzeugnisse der Gegenwart vorgeführt; es ist interessant, die gleichen Entwicklungen der Schnitzschulen auch in Berchtesgaden verfolgen zu können, wie wir sie im Berner Oberland erlebt haben, von den gänzlichen Zerfallsprodukten und Geschmacklosigkeiten bis zu einem neuen, kritischen Stilempfinden. Wildhaber

Erzählforschung

Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung, herausgegeben von Kurt Ranke, unter bes. Mitwirkung von Walter Anderson, Laurits Bødker, Reidar Th. Christiansen, Gyula Ortutay, Archer Taylor u. Stith Thompson. I. Bd. Heft 1/2 (181 S.). Berlin, Walter de Gruyter, 1957. Preis des Jahrgangs (ca. 280 Seiten) DM 36.–.

Die Namen der Herausgeber dieser neuen, dreisprachigen Zeitschrift verbürgen zweierlei: die Betreuung durch erste Autoritäten und die Vorherrschaft erzählungsbiologischer und variantenvergleichender Interessen; doch soll auch die Erforschung der im engeren Sinn erzählerischen Werte nicht vernachlässigt werden. In unserer Zeit, da die Prosaerzählung als Lesestoff aller Volksschichten das Feld beherrscht, ist eine solche Besinnung auf ihre Frühformen gewiss legitim.

Das erste Doppelheft bringt als Quellenbeitrag die Wiedergabe eines Tonbands, das heimatliche Überlieferungen einer nach Nordamerika ausgewanderten Griechenfamilie enthält (Legenden, Aberglaubensberichte, Ursachenfabulate u.a., aufgenommen von R. M. Dorson). Maartje Draak demonstriert an der gaelischen Zaubererzählung eines 1954 verstorbenen Erzählers (Analphabet?), um wie viel echter, treuer, besser diese bis in unsere Tage mündlich tradierte Version ist als eine 100 Jahre früher aufgezeichnete. Komparatistisch sind die Beiträge von J. Szövérffy (irische und tschechische St. Georgs-Erzählungen), Archer Taylor ('Audi, vide, tace' and the three monkeys), A. Scheiber (Legenden vom unbeholfenen Beter), M. Rumpf (Caterinella und Rotkäppchen), W. E. Roberts (Aa.-Th. 480, 'The kind and the unkind girls'; die Eigenständigkeit mündlicher Übertragung wird betont). Leopold Schmidt erhellt ein attisch-schwarzfiguriges Vasenbild (der Sichelheld schneidet dem Seedrachen die Zunge aus) durch Vergleich mit Sagen und Gebräuchen; die Zunge ist offenbar nicht nur Beweismittel, sondern überträgt die Lebenskraft des Drachen auf den Helden (dazu wäre beizutragen, dass Tristan durch die Zunge gelähmt wird: kein Einwand, sondern, in Anbetracht des Janusgesichts alles Zauberischen, eine Bekräftigung); Schmidt erinnert an Peuckerts Herleitung der Märchen aus kretisch-mykenischem Bereich. I. Grafenauer verfolgt Entstehung und Entwicklung der Volkserzählungen vom verwechselten Sarg, D. Mc. Dougald Jr. beleuchtet die 'Uncle Remus Stories' der amerikanischen Neger, H. Dobbertin bringt, an Wann und Spanuth anknüpfend, neue Vermutungen zur Hamelner Rattenfängersage (Schiffsuntergang auf der Fahrt angeworbener Jünglinge ins preussische Ordensland). B. A. Woods zeigt, dass der Pudel in Goethes «Faust» stärker auf volksmündlichen als auf literarischen Quellen beruht. W. Merckens schliesslich legt dar, dass C. F. Meyers «Schuss von der Kanzel» nicht auf das von I. V. Widmann überlieferte Missgeschick des Pfarrers von Ziegelhausen zurückgeht, sondern auf eine volkstümliche Erzählung (Belege vom 17. Jahrhundert bis zu Wisser), mit der sie bedeutend besser übereinstimmt; doch hat sich die Ziegelhauser Geschichte tatsächlich ereignet – Fabeln werden eben immer wieder wirklich.

Das erste Heft der «Fabula» macht seinem Namen (Journal of Folktale Studies, Revue des Etudes sur le conte populaire) schon dadurch Ehre, dass die verschiedensten Beiträger unabhängig voneinander die Lebenskraft und Selbständigkeit der volkstümlichen Überlieferung nachweisen oder postulieren. Die gediegenen, substantiellen Aufsätze werden ergänzt durch wertvolle Kritiken; willkommen ist namentlich die Einreihung von Erzählungen der durch Anderson, Ranke, Sándor besprochenen Sammlungen ins Aarne-Thompsonsche System. Das Heft enthält ferner Nachrichten (Works in progress u.ä.) und Anfragen. Wir gratulieren dem Herausgeber zu der Begründung und Gestaltung dieser Zeitschrift (der zwei Reihen von Beiheften: Texte und Untersuchungen, beigeordnet werden sollen) und wünschen dem Unternehmen einen guten Fortgang. Max Lüthi

Die güldene Kette. Schönste Volksmärchen. Aus dem Märchenschatz der europäischen Völker ausgewählt von *Gottfried Henssen.* Illustriert von Gerhard Ulrich. Gütersloh, C. Bertelsmann Verlag, 1957. 280 S.

Neben die «Europäischen Volksmärchen», die Max Lüthi vor sechs Jahren im Manesse Verlag herausgebracht hat, tritt nun die neue Sammlung von Gottfried Henssen. In beiden Fällen handelt es sich nicht um eine x-beliebige Zusammenstellung, sondern um eine

Anordnung, welche wesentlich durch die Richtung und das Interesse ihrer Herausgeber bedingt ist. Dazu kommt allerdings noch der Zweck der beiden Bücher. Wenn Lüthi sich mit seiner formal und ästhetisch anspruchsvollen Sammlung an den interessierten Erwachsenen wendet, hatte Henssen vom Verlag den Auftrag erhalten, für eine Jugendanthologien-Reihe ein gefälliges und ansprechendes Werk zu gestalten. Mit Vergnügen dürfen wir feststellen, dass ihm dies restlos geglückt ist. Er hat 43 Märchen hier vereinigt; etwa die Hälfte stammt aus verschiedenen Gebieten Deutschlands und Österreichs und der Sachsen in Siebenbürgen, die andere Hälfte verteilt sich auf die skandinavischen Länder, Litauen, Finnland, Russland, Ungarn, Griechenland, Frankreich, Spanien, Malta, Irland und England. Wir wollen es dem Verlag hoch anrechnen, dass er Henssen Gelegenheit gab, in einem knappen Nachwort einen Quellennachweis für jedes einzelne Märchen anzuführen. Wir ersehen daraus, dass einige Stücke vom Herausgeber selbst aufgezeichnet wurden oder seiner Forschungsstelle, dem «Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung» in Marburg/Lahn, entnommen sind. Andere liegen zum erstenmal in deutscher Übersetzung (teilweise vom Herausgeber, meistenteils von Frau Toini Henssen-Saraste) oder in hochdeutschen Neufassungen (vom Herausgeber) vor. Auf diese Art gewinnen die Märchen sprachlich eine gewisse Einheitlichkeit; für das bunte, reichhaltige Bild in Motiven und in der Handlung hat Henssen in umsichtiger und überlegener Weise gesorgt. Sein Buch wird damit nicht nur zu einem prächtigen Märchenbuch für die Jugend, sondern zu einer ebenso genussreichen und unterhaltsamen Lektüre für den Märchenliebhaber. Nicht zuletzt soll auch dem Illustrator ein besonderes Kränzlein geflochten werden für seine Bilder, welche den Märchencharakter in ausgezeichneter Weise einfangen. Wildhaber

Gyula Ortutay, Ungarische Volksmärchen. Deutsch von Mirza Schüching und Géza Engl. Berlin, Rütten & Loening, 1957. 564 S.

Ungarische Märchen, in gutes Deutsch übersetzt und den Anforderungen einer modernen Märchenforschung genügend, sind schon seit vielen Jahren nicht mehr aufgelegt worden; ja, wenn wir beide Ansprüche in vollem Umfang nehmen wollen, ist Ortutays Ausgabe überhaupt als erste anzusehen. Sie bekommt auch deswegen noch besondere Bedeutung, weil der Herausgeber in einer 65 Seiten langen Einleitung alles Wissenswerte über das ungarische Volksmärchen, die Erzähler und die Geschichte und Art der Märchensammlungen in straffer Darstellung zusammenträgt. Von den termini der deutschen Sprache aus gesehen – wieweit das für das Ungarische ebenfalls Gültigkeit hat, kann ich nicht beurteilen – ist in dieser Einleitung der Begriff «Märchen» etwas sehr weit gefasst, denn es fallen darunter auch Ursprungssagen und Parabeln oder politische Fabeln (Beispiele S. 7f.); die für das «Märchen» aus älterer Zeit herangezogenen Ortsnamen (S. 13) wären für uns eindeutig klare Beweise für «Sagen», um so mehr als derartig genaue, greifbare Lokalisationen nicht dem Märchen, wohl aber der Sage eigentümlich sind. Es dürften wohl – wiederum nach deutschem Sprachgebrauch – «kleine Schwänke, Anekdoten und Lokalgeschichten» (S. 71) nicht für eine Märchenhäufigkeits-Statistik herangezogen werden. Was Ortutay aber über die Märchenerzähler, die Erzählgemeinde und die Art des Erzählens uns zu sagen hat, ist höchst lehrreich und gescheit durchdacht; es sind öfters Dinge, welche wir, von anderer Seite her, aus Mathilde Hain kennen lernten. Ortutay wirft unter anderem auch die Frage auf, ob es ein typisches, ungarisches Nationalmärchen vor der Landnahme gebe; er führt an, dass gewisse immer-wiederkehrende Motive den Schluss zulassen, dass sie übrig gebliebene Teile eines älteren, einheitlichen Schamanenritus, einer einheitlichen religiösen Vorstellung sein dürften; doch legt er sich selber bei dieser These noch nicht fest, da er auch ihre Anfechtbarkeit zugibt. Für eine weitere interessante Frage verspricht er eine eigene Abhandlung, nämlich welches die Gesetze für die fortwährende Erzeugung von Übergangsformen seien, ob es eine Gesetzmässigkeit der Affinität einiger Motive und Typen gebe. Die Sammlung selbst besteht aus 67 Märchen, Schwänken, Anekdoten und Legenden. Bei der Auswahl legte der Herausgeber Wert darauf, alle ethnischen Gruppen des Ungartums zu Wort kommen zu lassen (wir stossen also auch auf siebenbürgische Märchen). Zu jeder Nummer findet sich eine kurze Anmerkung, versehen mit der Aarne-Thompsonschen Typennummer. Für neue Typen konnte

Ortutay den ungarischen Typenkatalog von Ágnes Kovács (am Néprajzi Múzeum in Budapest) benützen, der von ihr seit längerer Zeit mit grosser Umsicht zur Publizierung angelegt und vorbereitet wird.

In der am Schlusse gegebenen, kurzen Bibliographie ungarischer Märchen in fremdsprachigen Übersetzungen vermissen wir Elisabet Sklarek, Ungarische Volksmärchen, Leipzig 1901, um so mehr, als dieser Band und der 1909 folgende zweite (der sich dann bei Ortutay findet: Elisabet Róna-Sklarek, Ungarische Volksmärchen. Neue Folge. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften) zu den für jene Zeit wirklich guten Märcheneditionen gehörten. Die Nummern 1, 26, 33, 39, 56, 61, 66 bei Ortutay finden sich auch im ersten Band von Sklarek, und Ortutays Nummern 12 und 57 in ihrem zweiten Band; sie sind bei Ortutays Ausgabe in allen Fällen neu übersetzt. Wildhaber

Gianfranco D'Aronco, Le fiabe di magia in Italia. Udine, Arti grafiche friulane, 1957. 101 S.

D'Aronco legt seine in den *Atti dell'Accademia di Scienze, Lettere e Arti di Udine* erschienene Arbeit über die magischen Märchen (Zaubermärchen?) als Sonderdruck vor, so dass diese für die Märchenforschung in Italien wichtige und praktische Untersuchung leicht greifbar und benützbar wird. Systematische Untersuchungen über italienische Märchen gibt es ohnehin nicht zu viele, wie D'Aronco durchaus mit Recht feststellt. Um so erfreulicher ist es, dass er sich dieses Gebietes seit einiger Zeit angenommen hat. In dieser neuen Arbeit geht er einer Reihe von Märchen nach, deren Motive einen Zusammenhang mit klassischen Mythen aufweisen; die Frage, ob diese Zusammenhänge im einzelnen direkte Nachwirkungen der Antike oder zufällige Ähnlichkeiten sind, spielt hier keine Rolle, weil es sich um die gewissenhafte Ausbreitung des Materials handelt, das bis anhin für den Forscher beinahe unerreichbar war. D'Aronco gibt nun für 27 Märchen alle italienischen Belege; in einer höchst verdienstvollen Übersichtstafel gibt er für diese Märchen die Aarne-Thompson-Nummer und den englischen Titel; er schlägt auch einen einheitlich zu verwendenden italienischen Titel vor, welcher der Unsicherheit der jeweiligen Zuweisung abhelfen könnte; er gibt die direkten und die indirekten Bezüge auf klassische Mythen und endlich weist er die Zahl der bekannten italienischen Versionen nach. Alles in allem eine wirklich verdienstvolle Arbeit, für die wir ihm Dank zollen dürfen.

Wenn wir eine kritische Bemerkung uns erlauben müssen, so liegt sie auf einem anderen Gebiet. Für «Italien» zieht D'Aronco auch den Tessin, Dalmatien und Korsika heran, weil hier Italienisch gesprochen werde; immerhin werden diese Gebiete in der bibliographischen Übersicht unter ihren Namen erwähnt. Schlimmer aber ergeht es Istrien; es wird einfach der (italienischen) Venezia Giulia angeschlossen (S. 15, Anm. 18); selbst wenn das historisch gelten mag, gilt es heute nicht mehr; es hätte zumindest auch unter eigenem Namen aufgeführt werden müssen. Trotzdem D'Aronco hier die Sprache als Zugehörigkeitsmotiv annimmt, nimmt er die griechischen und albanesischen (vermutlich auch die kroatischen?) Gebiete Italiens und das Alto Adige trotz ihrer anderen Sprache aus geographischen Gründen für seine Zusammenstellung in Anspruch. Wir wollen allerdings nicht verschweigen, dass D'Aronco dies selbst erwähnt, so dass wir ihm keineswegs eine bewusste «Italianisierungsabsicht» zuschreiben dürfen.

Die letzte Bemerkung hat nichts mehr mit D'Aroncos Buch zu tun; aber es ist für den Schweizer schmerzlich zu sehen, wie in einer solchen Arbeit über Märchen aus italienisch sprechenden Gebieten wohl der Tessin vertreten ist (mit Walter Kellers Sammlungen), wie aber die italienisch sprechenden Bündner Täler so bedauerlich fehlen. Wäre es nicht denkbar, dass der Kanton Graubünden auch einmal die volkskundliche Sammlung in diesen schönen Tälern mit ihrer treu schweizerischen Bevölkerung liebevoll und grosszügig zu seinen Kulturaufgaben zählen könnte? Wildhaber

Hedwig von Beit, Gegensatz und Erneuerung im Märchen. Bern, A. Francke AG, 1956. 647 S. – *Dieselbe*, Registerband zu «Symbolik des Märchens» und «Gegensatz und Erneuerung im Märchen». Bern, A. Francke AG. 1957. 267 S., geb. zusammen Fr. 149.20.

Der im SAVk 49 (1953)92f. besprochenen «Symbolik des Märchens» lässt die Verfasserin nun den abschliessenden zweiten Band sowie ein umfangreiches Register zum Gesamtwerk folgen.

Der zweite Band wendet sich den reicher und subtiler komponierten Märchen zu und will insbesondere die Bedeutung der Erlösungsvorgänge erhellen. Die Anerkennung und Kritik, die in der Besprechung des ersten Bandes ausgesprochen wurde, gilt ähnlich auch für den zweiten. Kritisch ist vor allem zu bemerken, dass die Übertragung der Märchenbilder in die psychologische Sprache enttäuscht; die psychische Wirklichkeit wird nur in allgemeinen Wendungen und fast ohne individuelle Beispiele umschrieben. Auf die in unserer Rezension des ersten Bandes gestellten prinzipiellen Fragen bleibt auch der zweite Band die Antwort fast ganz schuldig. Doch sei dankbar anerkannt, dass das Problem der Gattungsunterschiede mehrfach gestreift und sehr Wesentliches über das Verhältnis von Mythos und Märchen sowie über die Genese des Schwanks ausgesagt wird (vgl. darüber meine Besprechung des Beitschen Werks in der «Fabula» 1958, 1. Heft). Ferner fällt auf manchen Märchentyp und auf viele Motive neues Licht. Die Zweibrüder- wie auch die Zauberwettkampf-Geschichten (unlösbare Aufgaben, Verwandlungswettkampf, Versteckspiel, magische Flucht) werden als Darstellungen des Verlusts einer ursprünglichen Einheit, der Entwicklung eines Bewusstseins und des Gewinns einer neuen, höheren Ganzheit gedeutet; Umwege führen zu Bereicherung und Vertiefung (vgl. meine Besprechung NZZ 1957, Nr. 2806). Von den zahlreichen Einzeldeutungen, die alle von der Voraussetzung ausgehen, dass das Märchen ein innerseelisches Drama von überindividueller Bedeutung spiegle, seien als Beispiele die folgenden herausgegriffen: Im Märchen von den zertanzten Schuhen geht der Held (als Prinz oder Sohn die eigene zukünftige Lebenseinstellung verkörpernd) den Leiden seiner Seele auf die Spur. Die Abwesenheit des Königs im Krieg deutet auf eine Lähmung des Bewusstseins. Wer vom Winde getragen wird, erfasst visionär; wer mühsam wandert oder jahrelang schweigt, wer Hasen hütet, wer den Seelenvogel oder dessen Ei in der Faust zerdrückt, gelangt durch hohe Konzentration zu seinem Ziel. Die verbotene Kammer verbildlicht die Abkapselung gefährlicher psychischer Inhalte, ihre Betreten führt zur Auseinandersetzung, zum Mit-Leiden und daher schliesslich zu höherer Entwicklung. Wenn die Prinzessin den Frosch an die Wand wirft, so bedeutet dies Fixierung, Projektion, Erkenntnis. Da das Märchen nach der Jungschen Auffassung, die dem Buch zugrundeliegt, ein Ringen des Menschen mit sich selber darstellt, wird immer wieder die geheime Identität von Held, Helfer und Gegner, von verschlingendem Drachen und Prinzessin (die ein unschuldiges Opfer zu sein scheint, aber in anderen Erzählungen selber ihre Opfer verschlingt) betont. Die Verfasserin ist sich bewusst, dass sie nur *einen* Aspekt des Märchens (den sie allerdings für den wesentlichen hält) beleuchtet; innerhalb ihrer Betrachtung unterstreicht sie die Ambivalenz der Phänomene und deutet manche Märchen von verschiedenen Standpunkten aus. Die eingehenden Einzelanalysen (von mehreren hundert Erzählungen des Abendlandes, des Orients, der Naturvölker), die wechselseitige Erhellung der Märchen und Mythen, der Vergleich mit Vorstellungen des Volksglaubens, der Alchemie, der Gnosis bringen trotz den von uns vorgebrachten Einschränkungen so viel Aufschlussreiches, für die Märchenforscher Neues, dass diese das grosse, von H. von Beit und ihrer Mitarbeiterin M.-L. v. Franz geschaffene Werk künftig gerne zu Rate ziehen werden.

Max Lüthi

Hans Fink, Eisacktaler Sagen, Bräuche und Ausdrücke. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1957. 386 S. (Schlern-Schriften, 164).

Hier liegt wieder einmal eine der wirklich bedeutenden, grossartigen Sagensammlungen vor, die man mit gutem Gewissen vorbehaltlos loben und empfehlen darf. Ganz besonderes Lob gehört dem Sammler, dass er selbst diese Sagen sich vom einfachen Landvolk erzählen liess, und dass er sie in unverfälschter, ungekünstelter Form wiedergibt, mögen sie auch manchem – wie er sagt – «gedrängt oder trocken» erscheinen. Gottseidank gibt es noch Sammler, die dazu den Mut aufbringen; um so herrlicher ist diese echt urwüchsige Bergwelt mit ihrer Sprödigkeit und der in ihrer Knappheit erst stark wirkenden

Grenzwelt von Realität und traditionsgebundenem, erlebnisbedingtem Transzendentalismus. Fink beginnt am Brenner, folgt dem Lauf der Eisack nach Süden, nach Brixen (Bressanone) und Klausen, lässt aber auch die Seitentäler (Sterzinger Hochtäler, Pustertal) nicht ganz ausser acht; er ordnet seine Sagen in vier grosse geographische Kreise und innerhalb derselben nach Gemeinden. Für jeden Kreis gibt er die Namen, die Vulgo-Namen und den Ort seiner Erzähler an (Alter, Beruf usw. fehlen). Wir haben wohl schon Tiroler (auch Südtiroler) Sagenbücher: nennen wir J. V. von Zingerle, J. A. Heyl, Karl Paulin und Theodor Vernaleken; aber hier ist ein geschlossener Talbestand beieinander, wie er noch in den letzten Jahren zusammengebracht werden konnte; rund 600 Sagen sind es, die uns geboten werden. Es lockt nun natürlich, Vergleiche anzustellen etwa zu den Urner Sagen, zu den Sagen aus dem Wallis, dem Graubünden, oder auch dem Vorarlberg. Beschränken wir uns darauf, einige wenige Züge und Eigenheiten herauszuheben. Die Alpsagen dürfen wir ohne weiteres erwarten (Alpgeister, Geistersennerei; die Alpfrevelsagen, welche die Verwüstung der Alp begründen sollen). Besonders auffällig ist die sehr grosse Zahl von Schatzsagen, die sicherlich teilweise auf historische Vorkommnisse zurückweisen, wenn wir uns die Bedeutung der Brennerstrasse als mittelalterlichen Passweg vor Augen halten. Ebenso häufig sind die Hexensagen mit ihren üblichen Requisiten und Motiven; dazu kommen hier aber die Hexenmeister, welche gelegentlich mit der Geistlichkeit zusammenarbeiten, da sie die Aufsicht über die «niederen» Hexenweiber führen müssen und mit ihnen auch öfters im Kampf liegen, ja sogar von ihnen verfolgt und arg zugerichtet werden. Venediger, Pfaffenköchin, Pestsagen, Wilde Jagd, überhaupt auch die wirklich unheimlichen Sagen, bei denen einen das Gruseln ankommen könnte, sind eher selten. Brauchtumsmässig bedingt finden wir öfters Totenrasten und die vor der Aussegnung den bösen Mächten schutzlos ausgelieferte Frau. Das Motiv von Pans Tod kommt vor, meist aber schon sehr undeutlich und aus dem Zusammenhang gelöst; ebenso ergeht es dem Altersvers, der nicht mehr das Erstaunen des Wechselbalgs über die Eierschalen drastisch zum Ausdruck bringt; die Eierschalen aber werden überhaupt zum apotropäischen Mittel. Das Erhängespiel findet sich in einer neuen Variante; man stösst auch – aber jeweils nur ein einziges Mal – auf den Erlöser in der Wiege, den Traum vom Schatz auf der Brücke, auf das Sündenregister auf der Kuhhaut; abgewandelt ist auch das Motiv des Lebenden, der sich selber im Totenzug sieht. Eine Sage scheint die Erinnerung an frühere Schlitten mit Knochenkufen ins Frevelhafte umgebogen zu haben (S. 108). – Wir dürfen nicht vergessen, dass den Sagen eine ebenfalls schöne Gruppe von Bräuchen, Höfe-Sprüchen, Aberglauben, Volksmedizin, Wetterregeln und mehr historischen Geschichten angefügt ist. Den Beschluss bildet eine gut und klar geordnete Sammlung von Dialektausdrücken, bei denen wir besonders die Tier- und Pflanzennamen hervorheben wollen.

Wildhaber

Eduard Kolb, Alemannisch-nordgermanisches Wortgut. Frauenfeld, Verlag Huber & Co., 1956. XXV, 155 S. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, 6).

Nachdem schon 1887 Ludwig Tobler auf das Schweizer Wortgut aufmerksam machte, das auf deutschem Gebiet fehlt, dagegen im weiteren germanischen Sprachraum sich nachweisen lässt, hat in neuerer Zeit vor allem Friedrich Maurer das daraus sich ergebende Problem wieder aufgegriffen und die festgestellten alemannisch-nordischen Übereinstimmungen aus einer frühgeschichtlichen Nachbarschaft von Alemannen und Nordgermanen (Skandinaviern) an der unteren Elbe erklärt. Die z.T. scharfe Kritik an Maurer verlangte eine erneute und zugleich genauere Untersuchung, und diese für den von Maurer stiefmütterlich behandelten Wortschatz geleistet zu haben, ist das Verdienst der ausgezeichneten und auch durch den Rat bedeutender ausländischer Forscher geförderten Arbeit aus der bewährten Schule von Rudolf Hotzenköcherle. Durch den Vergleich des Schweizerischen Idiotikons mit den zahlreichen und mannigfaltigen Wörterbüchern von Deutschland und Österreich, den Niederlanden, England und Skandinavien ist in ebenso vorsichtiger wie überlegener Weise für hundertsiebzig Wörter der sichere Nachweis erbracht, dass sie nicht blosse Randrelikte eines ursprünglichen germanischen Allgemeinbesitzes,

sondern ein altes alemannisch-nordgermanisches Sondergut darstellen. Dass aber zu den Wörtern u.a. *Hist* (Trockengestell für das Getreide), *Winde* (Dachraum), *Raf* oder *Rafen* (Dachsparren), *(Vor)sass*, *(Maien)säss*, *Gritte* (auch in baslerisch *Grittibänz*), *Gumsle* (Weibsperson), *Pfosi* (kleiner, unbeholfener Mensch), *Rife* (Schorf), *Chilt*, *nuefer*, *timber*, *schleit(er)*, *tangg* oder *tängg* (unausgebacken), *niggele*, *rugele*, *gorpse*, *sürpfle*, *muttere*, *trüeje* (gedeihen), *reige* (mit dem Substantiv *Reigel*), *sülche* (mit dem Substantiv *Sülchi*), *schnurpfe* und *lisme* gehören, das macht das Buch auch für den Volkskundler wie den einfachen Mundartfreund wertvoll. Wilhelm Altwegg

Peter Dalcher, Die Fischereiterminologie im Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug 1352 bis 1528. Frauenfeld, Verlag Huber & Co., 1957. XXXX, 199 S. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, 7).

In der von Rudolf Hotzenköcherle betreuten Reihe «Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung» erscheint ein Band, der sich mit der schweizerdeutschen Urkundensprache befasst, ganz besonders mit dem Ausweis und der Deutung des Wortschatzes zugerischer Urkunden, zeitlich auf die Jahre 1352–1528 beschränkt, räumlich den Zugersee berücksichtigend und sachlich einige wesentliche Gebiete der Fischersprache darstellend. Der Verfasser hat aus dem angegebenen Zeitraum ungefähr 2000 Urkunden für sein Thema durchgesehen. Er betont ausdrücklich, dass er keine Sachgeschichte betreiben will; es sind deshalb dem Buch auch keine Abbildungen beigegeben. Die «Sachen» spielen nur insofern eine Rolle, als sie zur Deutung der «Wörter» beitragen können. Es liegt aber auf der Hand, dass umgekehrt die «Wörter» höchst aufschlussreich sind für die Geschichte und die Fangweisen der Fischerei auf dem Zugersee; die Volkskunde wird deshalb immer wieder dankbar sein müssen für derartige, gründliche linguistische Untersuchungen. Der Verfasser bringt zunächst die Fischnamen; er führt jeweils an: Belege, Bedeutung, Verbreitung des Wortes, formale Fragen, Etymologie, besondere Fragen. Ausführlich werden die nachstehenden Wörter behandelt: Fisch, Zinsfisch, Aal, Hecht, Egli, Hürling, Nase, Hasel, Glissen, Albel, Balchen, Roten, Rötel, Kettling (der nur zugerisch nachweisbar ist, und zwar für den Ägerisee). Für die Fischfanggeräte wählt der Verfasser aus: Garn, Netz, Bäre, Fallrüsche (das Wort ist nur für die Lorze nachweisbar), Fach, Kritze, Überschlacht, Schnuor, Angel und Züg. Volkskundlich recht ergiebig ist auch das letzte Kapitel, in dem Bezeichnungen für Schiffe und Boote (Schiff, Naue, Weidling, Far, Gefert) und Ausdrücke für Fangorte geboten werden. Für die Bedeutung der Fischereiterminologie als «Sondersprache» weist Dalcher auf Mitzkas Fischervolkskunde hin; überhaupt ist die gesamte einschlägige Literatur in umfassender und ergiebiger Weise herangezogen worden. Wir möchten nur wünschen, dass neben Ribis Fischbenennungen des Unterseegebietes gelegentlich auch der Zürchersee eine derartige Behandlung erfahren möchte. Dann sollten allerdings – von schweizerischem Standpunkt aus – auch etwa der Genfersee und der Luganersee nicht vergessen bleiben. Wildhaber

Friedrich Krauss, Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerkssprachen. Siegburg, Verlag F. Schmitt, 1957. XXXI S., 1200 Spalten. (Historischer Sprachschatz des Rheinlandes, 1). Broschiert DM 12.50.

Ein ungeheuer reichhaltiges Material ist in diesem gewichtigen Bande vereinigt. Wohl besitzen wir eine Menge ausgezeichneter Monographien über einzelne Handwerke (die dann meist auch weit ausführlicher auf das Sachliche und die funktionelle Anordnung der Wörter eingehen), hier aber ist der gesamte Sprachschatz aller nur erdenklichen Handwerker aus den beiden nordsiebenbürgischen Städten Bistritz und Sächsisch-Regen in alphabetischer Reihenfolge beieinander. Das Werk ist zugleich zu einem historischen Dokument geworden, da die geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahre auch in diesen Gebieten sich stark bemerkbar machten. Der Verfasser hat sein Material zwischen 1912 bis 1924 gesammelt, und man kann ihm die Freude lebhaft nachfühlen, dass Karl Meisen dieses Wörterbuch als erstes in seine neu gegründete Reihe «Historischer Sprachschatz des Rheinlandes» aufnahm. Mit vollem Recht übrigens; denn die siebenbürgisch-sächsische Mundart ist ein Ableger des Rheinischen, zumal aus dem mittelfränkischen Bereich; sie

ist auch historisch von grossem Interesse, hat sie doch im Lauf ihrer langen Geschichte viele Worte aus dem Osten des deutschen Sprachgebietes, vor allem aus Österreich, aufgenommen; dazu kommen ferner ungarische und rumänische Einflüsse. Die Wörter sind nach dem neuhochdeutschen Stichwort angeordnet; der Verfasser weist selbst auf die Problematik dieser Anordnung hin, aber ich glaube, sein Buch hat – wenigstens für den Volkskundler – nur gewonnen dadurch, um so mehr als ein umfangreiches Dialektwörterverzeichnis (mit dem jeweiligen hochdeutschen Stichwort) angefügt ist. Krauss zählt auf S. XIf. die Liste aller Handwerke auf, bei denen er eingehende Erkundigungen eingezogen hat; es ist eine wahrlich stattliche Anzahl. Der Volkskundler – auch der spezialisierte – wird eine erstaunliche Menge von wertvollen Daten in diesem Buch finden, wenn er sich die Mühe nimmt, sich eingehend darin umzusehen. Er wird sich Rat holen über alle möglichen Werkzeuge (Axt, Bohrer, Hobel, Rodehaue, Säge) und Geräte (Egge, Harfe, Pflug, Schragen); er kann Studien anstellen über Tiernamen für Geräte (Bock, Esel, Frosch, Fuchs, Gans, Hammel, Hengst, Hund, Katze); er wird sich vielleicht für den Hausbau und die Bauleute interessieren (man sehe sich das Stichwort Schindel an); Textilien und Tracht finden sich mannigfach vertreten (Bandhaube, Brustlatz, Haube, Trauerhaube, walken), besonders die verschiedenen Fussbekleidungen spielen eine grosse Rolle (Opintschen, Schuh, Stiefel, Tschismen, Wirbes) und damit in Zusammenhang überhaupt die Lederbearbeitung (Leder, Lohe). Wer sich über das Handwerk und seine Organisationen orientieren will, möge sich Rat holen bei den Stichworten Bruderschaft, Feierabend, Franz-Joseph-Meister, fremd, Fremdzettel, Geselle, Lichtbraten, Martinigans, Meister, Zeche. Bedeutung für die rechtliche Volkskunde haben: Glückskreuzer (eine Art Aufgeld), Kerbholz, Rabisch (= Kerbholz). Klaatsche und Pumpernickel sind Produkte des Bäckers. Der «Herrnhuterofen» ist ein Kachelofen älterer Machart; «ikonig» verwendet der Kürschner im Sinne von «reichbestickt»; «Simmer» ist ein österreichischer Ausdruck für das Brotteigkörbchen. Ein helles Schlaglicht fällt auf die Stellung des Schmiedes, wenn man erfährt, dass «Zigeuner» der Spottname für ihn ist. – Mit diesen paar Kostproben soll nur ein Hinweis auf dieses verdienstvolle Wörterbuch gegeben sein. Wildhaber

Marc Leproux, Dévotions et saints guérisseurs. Préface de *Georges-Henri Rivière*. Paris, Presses Universitaires de France, 1957. XXIV, 264 p., plans, 2 cartes, 8 planches. (Contributions au folklore charentais: Angoumois, Aunis, Saintonge, 2).

Wir hatten schon früher (SAVk 51 [1955] 136) Gelegenheit, auf das ausgezeichnete Buch von Marc Leproux, Médecine, magie et sorcellerie (1954) hinzuweisen. Nun liegt der zweite Band der geplanten Trilogie vor; wir dürfen auch ihm unser uneingeschränktes Lob aussprechen. Mit dem scharfen, psychologisch geschulten Blick des Arztes, der in viele Häuser gelangt und mit vielen Leuten ins Gespräch kommt, schildert der Verfasser all die religiösen Praktiken, zu welchen der Kranke und Bedrängte seine Zuflucht sucht; sie liegen häufig ganz am Rande des Christlichen und sind oft nur mit einem dünnen Firnis christlicher Namen bedeckt, unter denen die mannigfachen früheren Vorstellungen nur allzu deutlich durchschimmern. Ein erster Teil bringt eine prächtige Sammlung von volkstümlichen «Gebeten» und Segen (z.B. das weisse Vaterunser, die weisse Taube, Schlangen- und Schluckersegen, ein reizendes Gebet der Schäferin zum Schutz ihrer Lämmer). In diesen ersten Teil, den Leproux «les armes de la dévotion» nennt, fallen auch die volkstümliche Bedeutung und Verwendung des Weihwassers, der Kreuze und der Kerzen. Der nächste Teil ist betitelt: «Comment se pratique la dévotion»; er bringt die verschiedenen «Prozeduren». Ganz besonders interessant ist die Darstellung der «ostensions» im Limousin; das sind traditionelle Zeremonien, die sich alle sieben Jahre abspielen und bei denen die Reliquien der Heiligenpatrone dem Volke zur Verehrung gezeigt werden. Daran schliesst sich ein Katalog der bedeutendsten Patronate, Wallfahrten und Verehrungen aus dem geschilderten südwestlichen Teil Frankreichs an. Den Schluss bildet eine tabellarische Zusammenstellung, geordnet nach Patronat, dem Grund, weswegen ein Ort aufgesucht wird, und nach Besonderheiten der Verehrung. Diese Art der Darstellung hat uns ja schon Roger Lecotté in seinem vorzüglichen Buch geboten. Wildhaber

Der Grosse Brockhaus. Neunter Band. Pas–Rim. Wiesbaden, F. A. Brockhaus, 1956. 16., völlig neubearbeitete Auflage.

Ohne in dieser Besprechung auf einzelne Artikel einzutreten, möchten wir heute mehr allgemein verweisen auf die Geschlossenheit der Darstellung, die klaren Definitionen und die die Benützbarkeit wesentlich steigernden Bildtafeln.

Mit Erschrecken und Staunen zugleich wird man im 9. Band des Brockhaus beim Artikel «Pest» die Ausbreitung des «Schwarzen Todes» in Europa 1347–52 betrachten. Die immer wiederkehrenden Epidemien haben, was gerade den Volkskundler interessiert, den Volksglauben aufs mächtigste beschäftigt. Wir werden über mancherlei volkstümliche Wesenszüge der Krankheit unterrichtet, erfahren dann mancherlei über Pestblätter, Pest- und Leichenspiele, die Pestsäulen als Denkmäler an die Seuche. Dieses eine Beispiel mag zeigen, wie ein Brockhaus-Artikel mitsamt den Literaturangaben uns einen ersten Überblick über eine tief im Volksglauben und -leben wurzelnde Erscheinung vermitteln kann.

Neben solchen Überblicken finden wir knappe, klare Definitionen, die dem Benützer ein vielleicht noch unbekanntes Gebiet der Volkskunde vorstellen, z. B. beim Stichwort «Rechtliche Volkskunde» heisst es, «Rechtliche Volkskunde, der Zweig der ➤ Volkskunde, der sich mit den Zusammenhängen zwischen dem Recht einerseits, Volkssitte, Volksbrauch, Volkslied, Märchen, Spiel usw. anderseits befasst.»

Eine weitere, dem Benützer des Brockhaus immer wieder angenehm und nützlich erscheinende Erleichterung und Veranschaulichung sind die zahlreichen Bildtafeln, von denen dem volkskundlich interessierten Leser neben andern die über die Rechtssymbole besonders empfohlen sei.

Walter Escher

Sachregister – Index

Ameisenhaufen: Ostereier 107. 141. 159
Apostelbrot 125
Armen-brot 125
-spende 173. 192f. 219f
Atlas 61ff. 110
ätzen: Ostereier 85. 162. 187. 191f

beschlagene Eier 165. 179f. 187f
Beugel 98. 103
Binsenmarkeier 74ff. 164
Blumen auf Hut 209
Braut-kauf 210f
-kranz 218
-pforte 216
Breispeise 137f
Bretzel 97. 98f
Brot: Apostelbrot 125
Hasenbrot 119
Osterbrot 78f. 97. 119. 128f. 144ff. 147ff. 159. 181
-spende 125
Zinsbrot 78f

Ehe-ring 217
-schliessung 211ff
-türe 216
-vertrag 207f

Eier, cf. Ostereier
beschlagene 165. 179f. 187f
-bringer 108. 110ff
-führen 109
Geld einwerfen 64f. 95. 108. 144. 172
aus Glas 117f
auf Grab 142. 173. 192f
heischen 79f. 122f. 125f
aus Holz 117
-lauf 65ff. 83. 95f. 118. 128
Nazaretheier 117
im Rätsel 194ff
rollen 64f. 83. 108f. 127f. 171f
sammeln 79f. 124f. 125f
-schalen 109. 158f. 170f. 182
-speisen 226
-spende 80f. 173. 192f
-spiele 61ff. 83. 95f. 108f. 118. 127f. 144. 171f. 173
-sprüche 72f. 107f. 118
-suchen: Finnland 134ff
-tanz 128
tütschen 63f. 83. 95. 108. 118. 128. 144. 171. 193
werfen 64f. 127

Emmausgang 127
Etrusker 2f

Färbemittel 86. 93. 127. 141. 155. 157. 175. 176. 183f. 190
färben: Ostereier 70ff. 83f. 84ff. 93ff. 104ff. 116ff. 127. 141. 143f. 155. 156ff. 160ff. 165ff. 172ff. 175ff. 181ff. 185ff. 189ff
Fasten-bretzel 97. 98f
-gebäcke 98f
Fastnacht, revolutionäre 31f
Feuer: Osterfeuer 126f
Fischspeisen 225f
Fladen: Ostern 68f. 81f. 118
Fleischspeisen 222ff
Flurnamen: Appenzell 1ff
Flussnamen 3f. 18f
focaccia 146
Fochaz 97. 100
folares 151ff
Frauenraub 210f

Gebäck: Fasten 98f
Kloster 227
Ostern 73f. 98ff. 119f. 151ff. 159